DIE BAUMWOLLWEBEREI DER SÄCHSISCHEN OBERLAUSITZ UND IHRE ENTWICKELUNG ZUM GROSSBETRIEB

(Einleitung und Abschnitt 1 bis 3)

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE

GENEHMIGT

VON DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

FRIEDRICH-WILHELMS-UNIVERSITÄT
ZU BERLIN.

ACAD. LIBRARY BERL.

VON

EDMUND GRÖLLICH
AUS MITTELHERWIGSDORF IN SACHSEN

Tag der Promotion: 12. August 1911.

332

Referenten:

Professor Dr. Sering,
Professor Dr. von Schmoller.

Mit Genehmigung der Hohen Fakultät kommt hier nur der erste Teil der ganzen Arbeit zum Abdruck. Ein Volldruck der Arbeit wird als Heft 159 der Staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen, herausgegeben von Gustav Schmoller und Max Sering, im Verlage von Duncker & Humblot in Leipzig erscheinen.

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Literatur.

1. Allgemeine Literatur:

Schmoller. Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre, 2 Bde., Leipzig 1908, 1904.

Walker, Political economy, 3. Aufl., New York 1888.

Leroy-Beaulieu, Essai sur la répartition des richesses, 4. Aufl., Paris 1896.

Hobson, The evolution of modern capitalism. A study of machine production. Neue umgearbeitete Ausgabe, London 1906.

Oppel, Die Baumwolle und ihre Verarbeitung, Leipzig 1902.

Chapman, The cotton industry and trade, London 1905.

Baines, History of the cotton manufacture in Great Britain, London 1835.

v. Schulze-Gävernitz, Der Großbetrieb, ein wirtschaftlicher und sozialer Fortschritt, Leipzig 1892.

Chapman, The Lancashire cotton industry. A study in economic development, Manchester 1904.

Shadwell, England, Deutschland und Amerika. Eine vergleichende Studie ihrer industriellen Leistungsfähigkeit. Deutsche Übersetzung, Berlin 1908.

2. Statistik:

Statistik des Deutschen Reichs, Bd. 219.

Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich.

Stateman's Year-Book.

Mitteilungen des Statistischen Vereins für das Königreich Sachsen, Lieferung 1—18, 1831—1849.

Zeitschrift des Königlich Sächsischen Statistischen Bureaus bzw. (seit 1905) Landesamtes, 1855—1909.

Statistisches Jahrbuch für das Königreich Sachsen.

Dr. Engel, Jahrbuch für Statistik und Staatswirtschaft des Königreichs Sachsen, 1853, Dresden 1853.

Statistische Beiträge zur Bevölkerungs- und Wirtschaftsgeographie des Königreichs Sachsen. Nach den Ergebnissen der Berufs- und Betriebszählung vom 12. Juli 1907, 1. Bd., Berufsstatistik, Dresden 1910.

3. Jahresberichte:

Jahresberichte der Handels- und Gewerbekammer Zittau von 1862 an Zittau 1863—1910, zit.: Bericht 18...

Jahresberichte der Königlich Sächsischen Gewerbeaufsichtsbeamten, erschienen seit 1883.

4. Spezielle Literatur:

Für die Einleitung:

Landschaftsbilder aus dem Königreich Sachsen. Die Oberlausitz, von O. Beyer, Cl. Förster, Chr. März, Meißen 1906.

W. Rieger, Verzeichnis der im Deutschen Reich auf Baumwolle laufenden Spindeln und Webstühle, Ausg. 1909.

Zu Abschnitt 1:

Knothe, Zur Geschichte der Germanisation in der Oberlausitz (v. Webers Archiv f. d. sächs. Geschichte, n. F., Bd. 2), Leipzig 1876.

— Die Stellung der Gutsuntertanen in der Oberlausitz zu ihren Gutsherrschaften (Neues Lausitzer Magazin, Bd. 61), Görlitz 1885.

Moeschler, Gutsherrlich-bäuerliche Verhältnisse in der Oberlausitz. Rekonstruktion der Dörfer Rennersdorf, Berthelsdorf und Großhennersdorf bei Herrnhut in Sachsen, Görlitz 1906.

Knothe, Urkundliche Grundlagen zu einer Rechtsgeschichte der Oberlausitz von ältester Zeit bis Mitte des 16. Jahrhunderts (Neues Laus. Mag., Bd. 53), Görlitz 1877.

— Geschichte des Tuchmacherhandwerks in der Oberlausitz bis Anfang des 17. Jahrhunderts (Neues Laus. Mag., Bd. 58), Görlitz 1882.

Pescheck, Handbuch der Geschichte von Zittau, 2 Bde., Zittau 1834, 1837.

Carpzov, Analecta fastorum Zittaviensium, 5 Teile, Zittau 1716.

Grosser, Lausitzer Merkwürdigkeiten, Leipzig 1714.

Viele Ortschroniken, darunter:

Richter, Geschichte der Leinwand- und Damastmanufakturorte Groß- und Neuschönau, Leipzig 1837.

Morawek, Geschichte von Bertsdorf bei Zittau, Zittau 1866.

Kind, Geschichte von Seifhennersdorf, daselbst 1892/93.

Vogt, Chronik von Alt- und Neuhörnitz bei Zittau, Zittau 1830.

Pescheck, Geschichte von Jonsdorf bei Zittau, Zittau 1835.

Melzer, Chronik von Neugersdorf, daselbst 1903.

Dienst-Urbarium derer zur Mitleidenheit der Stadt Zittau gehörigen Dorfschaften, Zittau 1794.

Schultz, Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, München, Berlin 1903.

Marperger, Abriss der Commercien und Manufacturen des Churfürstentum Sachsens und seiner incorporirten Länder, Dresden und Leipzig 1718.

Cotta, Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben der Menschen, 2 Bde., Leipzig 1858.

Lausitzer Monatsschrift 1790—1792, Zittau 1790/92.

Wider den Dorfhandel. Anonyme Schrift des Bürgermeisters Just von Zittau, Leipzig 1773.

A. König, Die sächsische Baumwollindustrie am Ende des vorigen Jahrhunderts und während der Kontinentalsperre, Leipzig 1899.

Zu Abschnitt 2:

Müller, Handbuch der Spinnerei und Weberei (Karmarsch, Handbuch der mechanischen Technologie, Bd. 3, Abt. 1, 2), Berlin 1891.

Kammerer, Über den Einfluß des technischen Fortschritts auf die Produktivität. Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 132, 1909.

Ballod, Die Produktivität der industriellen Arbeit, Jahrb. f. Gesetzgeb., Verwalt. u. Volkswirtsch. 1910.

Schönhof, The economy of high wages, New York 1891.

Zu Abschnitt 3:

Herkner, Die Oberelsässische Baumwollindustrie und ihre Arbeiter, Straßburg 1887.

Dilthey, Die Geschichte der niederrheinischen Baumwollindustrie, Jena 1908.

Toynbee, Lectures on the industrial revolution of the 18th century in England, 6. Ausg., London 1896.

Hasbach, Zur Charakteristik der englischen Industrie, Jahrbuch für Gesetzgeb., Verw. u. Volkswirtsch., Bd. 26, 1902.

Eheberg, Einleitung zur 7. Auflage von Friedr. Lists „Nationalem System der Politischen Ökonomie", Stuttgart 1883.

Pohle, Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert, 2. Aufl., Leipzig 1908.

Lochmüller, Zur Entwicklung der Baumwollindustrie in Deutschland, Jena 1906.

Ein arbeitsreiches Leben. Gedenkblätter zum 50jährigen Geschäftsjubiläum der Firma H. R. Marx in Seifhennersdorf, 1892.

Weise, Geschichtsbilder von Ebersbach und Umgegend, daselbst 1904.

Zu Abschnitt 4.

Schmitz, Die Bewegung der Warenpreise in Deutschland von 1852 bis 1902, Berlin 1903.

Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert, Berlin 1903.

Chapman, Work and wages. With an introduction by Thomas Lord Brassey, 2 Bde., London 1904, 1908.

Hildebrand, Die Baumwollfrage. Sozialistische Monatshefte 1910 Heft 10.

Zu Abschnitt 6:

Wilbrandt, Die Weber in der Gegenwart. Sozialpolitische Wanderungen durch die Hausweberei und die Webfabrik, Jena 1906.

v. Schlieben, Untersuchungen über das Einkommen und die Lebenshaltung der Handweber im Bezirke der Amtshauptmannschaft Zittau. Zeitschr. d. Kgl. Sächs. Stat. B. 1885.

v. Rechenberg, Die Ernährung der Handweber in der Amtshauptmannschaft Zittau, Leipzig 1890.

v. Philippovich, Das Wesen der volkswirtschaftlichen Produktivität und die Möglichkeit ihrer Messung. Schriften des Vereins f. Sozialpolitik, Bd. 131, 1909.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung 1

Kurze allgemeine Charakterisierung der Oberlausitz: Politische Einteilung, geographischer Aufbau; Besiedelnng, berufliche Zusammensetzung der Bevölkerung S. 1.

Starke Industrialisierung des Südens. Textilindustrie vorherrschend S. 2. — Die Baumwollweberei in ihrem heutigen Umfange S. 3.

1. Die geschichtlichen Grundlagen der Oberlausitzer Baumwollweberei 5

Ausgangspunkt: Eine alte Leinenhausweberei S. 5. — Deren Entstehung und soziale Struktur: Stadt und Land in der Oberlausitz zur Zeit des ausgehenden Mittelalters S. 5. — Steigende Nachfrage nach Leinwand aus Süddeutschland S. 7. — Das Angebot der städtischen Zünfte reicht nicht aus S. 7. — „Das Gewerbe geht auf das Land" S. 8. — Ausfuhr von Leinwand nach England und anderen überseeischen Märkten S. 10.

Die Arbeitsverfassung in der ersten Zeit: Kaufmännische Absatzorganisation S. 11. — Industrieller Charakter der Südlausitz am Anfang des 18. Jahrhunderts 13.

Rückgang der Leinenweberei Ende des 18. Jahrhunderts S. 13. — Zusammenbruch derselben während der Kontinentalsperre S. 14.

Die Einführung der Baumwollweberei S. 15. — Steigende Verarbeitung von Baumwolle in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts S. 16. — Zugleich Sieg des Verlagssystems S. 17. — Die Oberlausitzer Weberdörfer um 1860 S. 19.

2. Die alte und die neue Technik der Baumwollweberei 21

Was ist ein Gewebe? S. 21. — Der Webvorgang und der Handwebstuhl S. 22. — Die drei mechanischen Tätigkeiten des Handwebers S. 24.

Einiges aus der Geschichte der Erfindung des mechanischen Webstuhls S. 25. — Sein Wesen S. 26. — Die mit ihm zu erreichende technische Produktivität S. 27. — Allgemeine Anwendung der Maschinentechnik in der Weberei S. 30.

Seite

3. Die Zeit des ersten Eindringens und des langsamen Sieges der neuen Technik (1860—1890) 31

Um 1860 die Lausitzer Baumwollweberei immer noch Handweberei S. 31. — Gründe dafür: die allgemeine volks- und weltwirtschaftliche Entwicklung der Baumwollindustrie S. 32; der Mangel an Eisenbahnen in der Oberlausitz S. 38.

Der Eisenbahnbau S. 40. — Die ersten Versuche mit der neuen Technik S. 41. — Die Möglichkeit und die Notwendigkeit ihrer Anwendung infolge gestiegener Nachfrage. Die Nachfrage entscheidet über die Art der Technik S. 42. — Bau zahlreicher Fabriken Anfang der 1870er Jahre S. 48. — Langsamer Sieg der neuen Technik von 1880—1890 S. 49.

Konzentration der modernen Baumwollweberei auf einen Teil der Lausitz, den Südwesten S. 52.

Inhaltsangabe der Kapitel IV—VI 54

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41535712_0134

Einleitung.

Die sächsische Oberlausitz ist unter den deutschen Landschaften eine der weniger bekannten. Mit dem Begriff „Sachsen“ verbindet man in volkswirtschaftlicher Beziehung zwar stets einen bestimmten Inhalt: Das dichtest besiedelte Land Europas, ein Hauptsitz der deutschen Textilindustrie, hervorragend auch in der Metallverarbeitung, das Land, in dem die moderne deutsche Arbeiterbewegung sich zuerst durchsetzte. Dabei denkt man jedoch nur an den westlichen Teil des Königreichs, an das Gebiet auf der nördlichen Abdachung des Erzgebirges von Chemnitz bis Zwickau und Plauen. Der östlich der Elbe liegende Teil, also auch die Oberlausitz, bleibt unberücksichtigt. Man weiß nichts Bestimmtes von ihm. Diese Sachlage und der Umstand, daß es sich bei der Oberlausitz um eine Landschaft von ausgeprägter Eigenart handelt, läßt es gerechtfertigt erscheinen, bei dieser Untersuchung von einer kurzen allgemeinen Würdigung des politisch-geographischen wie volkswirtschaftlich-sozialen Charakters der Oberlausitz auszugehen.

Die Oberlausitz bildet politisch einen Regierungsbezirk, die Kreishauptmannschaft Bautzen, gegliedert in vier kleinere Verwaltungsbezirke, die Amtshauptmannschaften Kamenz, Bautzen, Löbau und Zittau. Sie ist zugleich der Bezirk der Handels- und Gewerbekammer Zittau. Sie hatte am 1. Dezember 1905 auf 2469 qkm eine Bevölkerung von 426 420 Einwohnern, das sind 172,7 Einwohner auf dem Quadratkilometer.

Das ganze Gebiet[1] steigt von Norden nach Süden, oder genauer von Nordosten nach Südwesten, allmählich zu mäßiger Höhe an, wenn auch mannigfach durch Einsenkungen und Täler unterbrochen. Unter Berücksichtigung der inneren geologischen Zusammensetzung können wir drei Hauptzonen unterscheiden:

das nördliche Flach- und Hügelland, dessen Oberfläche größtenteils von Diluvialgebilden bedeckt ist;

[1] Die Oberlausitz, S. 16 ff.

das mittlere Bergland, in dem Granit und Syenit die Hauptgesteine bilden, durchsetzt von Porphyren, Basalten, Phonolithen und Quarzgängen, und

das südliche Zittauer Gebirge mit dem Zittauer Becken und seinen Rändern, einer großen Verwerfung, die das südliche Ansteigen unterbricht. Hier herrschen der Quadersandstein, Basalt und Phonolit durchaus vor.

Es ist nun interessant, zu beobachten, wie die Besiedelung von Norden aus mit dem Ansteigen des Landes immer dichter wird. Die Amtshauptmannschaften Kamenz und Bautzen in der ersten Zone haben auf dem Quadratkilometer 104 und 156 Einwohner, die Amtshauptmannschaft Löbau in der mittleren schon 201 und die südlichste, Zittau, 280. Das dichtest besiedelte Gebiet ist das Zittauer Becken und das Land nördlich von ihm, ein großes nach Süden geneigtes Basaltplateau mit vielen aufgesetzten Kuppen und zum Teil tiefeinschneidenden Flußtälern. Es bildet in seinem höchsten Teile am Kottmar das Quellengebiet der Spree und die Wasserscheide zwischen Elbe und Oder. Hier wohnen auf der 302,7 qkm großen Fläche dreier Amtsgerichtsbezirke 120 620 Menschen, d. s. 398 auf 1 qkm, davon noch nicht 27 % in der einzigen Stadt Zittau mit 34 719 Einwohnern (1905). Der eigenartige Besiedelungscharakter tritt noch deutlicher zutage, wenn wir hinzufügen, daß der eine von diesen drei Amtsgerichtsbezirken, Ebersbach, sechs Dörfer umfassend, auf 36,8 qkm 28 088 Einwohner und demnach eine Bevölkerungsdichte von 760 auf dem Quadratkilometer hat. Es handelt sich um Dörfer mit 3—11 000 Einwohnern.

Eine solche dichte Besiedelung ist natürlich nur möglich bei einer starken Industrialisierung des Landes. Für die Oberlausitz ergab die Berufszählung vom 12. Juni 1907 folgende Zusammensetzung nach dem Hauptberuf[1]. Von je 100 der Gesamtbevölkerung waren berufszugehörig:

In der	Abteilung A (Land- und Forstwirtschaft)	Abteilung B (Industrie usw.)	Abteilung C (Handel und Verkehr)
Kreishauptmannschaft Bautzen	19,9	57,0	9,5
Amtshauptmannschaft Kamenz	26,6	54,7	7,2
„ Bautzen	23,7	52,5	9,0
„ Löbau	19,0	59,0	9,2
„ Zittau	12,5	61,4	11,8

Der Süden ist also am dichtesten besiedelt und auch am stärksten industrialisiert; dabei ist die landwirtschaftlich benutzte Fläche sehr groß: in den Amtshauptmannschaften Zittau und Löbau 72 und 76 % der Gesamtfläche. Intensive

[1] Stat. Jahrbuch f. d. Kgr. Sachsen 1910, S. 14.

landwirtschaftliche Bodenbenutzung und starke ländliche Industrialisierung kennzeichnen den volkswirtschaftlichen Charakter der südlichen Oberlausitz.

Die Hauptindustrie der Oberlausitz ist wie im ganzen Königreich Sachsen die Textilindustrie. Von 119905 Erwerbstätigen[1] der Industrie gehörten ihr (1907) 48972 an, mehr als der Landwirtschaft mit ihren 47793 Erwerbstätigen überhaupt. Die Textilindustrie hat ihren Sitz durchaus in dem bergigen Teil; sobald dieser in das Flachland übergeht, verschwindet auch die Textilindustrie. In den Amtshauptmannschaften Löbau und Zittau waren 15230 und 20142 in ihr erwerbstätig, das sind rund 29 und 31 % aller Berufstätigen und 47 bzw. 52 % der in der Industrie Erwerbstätigen.

Wir finden eine ganze Reihe textilindustrieller Zweige vertreten: einige Baumwoll-, Flachs- und Jutespinnereien, Leinen-, Halbwoll-, Jute- und neuerdings auch Halbseidenwebereien. Am bedeutendsten und umfangreichsten ist die Baumwollweberei, sie zeigt auch die einheitlichste Entwicklung aus der alten Leinenweberei, die für alle Zweige textilgewerblicher Betätigung den Ausgangspunkt gebildet hat.

Nach W. Rieger[2] und meiner eigenen Kenntnis waren Ende 1908 etwa 21360 mechanische und noch gegen 300 Handwebstühle für Baumwolle im Gange. Dazu sei bemerkt, daß zur selben Zeit W. Rieger in ganz Deutschland 260322, im Königreich Sachsen 45537 und in der an die Oberlausitz angrenzenden Provinz Schlesien 20325 Stühle für Baumwolle zählt. Nach der Statistik der Gewerbezählung vom 12. Juni 1907 betrug die Gesamtzahl der beschäftigten Personen in der eigentlichen Baumwollweberei 17965, in der Baumwollbleicherei, -färberei, -appretur 2168. Weberei, Bleicherei, Färberei, Appretur sind bei der Buntweberei, um die es sich in der Oberlausitz handelt, stets in jeder Unternehmung vereinigt und bilden in der Regel auch einen zusammenliegenden Betrieb. Man darf daher die Gesamtzahl der Beschäftigten durchschnittlich auf etwa 22000 feststellen[3].

Der Mittelpunkt der Oberlausitzer Baumwollweberei ist das oben gekennzeichnete Quellengebiet der Spree und das Zittauer Becken. Es sind die Dörfer:

	Bevölkerung 1. Dez. 1905		Bevölkerung 1. Dez. 1905
Neugersdorf . . .	11458	Eibau	5022
Ebersbach . . .	9274	Leutersdorf . . .	3358
Seifhennersdorf .	7999	Cunewalde . . .	3103
Großschönau . .	7431	usw.	

[1] Stat. Beiträge, Bd. 1, S. 486.

[2] W. Rieger, Verzeichnis der im Deutschen Reich auf Baumwolle laufenden Spindeln und Webstühle, Ausg. 1909, S. 69.

[3] St. d. D. R., Bd. 219, S. 224 ff.

Die Stadt Zittau steht demgegenüber zurück. Diese ländliche Industriegegend hat einen ganz eigenartigen Charakter. Stundenlang ziehen sich die Dörfer in den Tälern der Flüsse und Bäche hin; ohne oder nur mit geringen Zwischenräumen folgt eins auf das andere. Von der Dorfstraße aus breitet sich nach links und rechts in bunter Regellosigkeit das Dorf mit seinen Häusern und Häuschen aus, mitten unter ihnen ein weitläufiger Fabrikkomplex mit den typischen Oberlichtsälen für Weberei, das Ganze überragt von hohen Fabrikschornsteinen.

Vor 50 Jahren, etwa um 1860, war von den heutigen Wahrzeichen der Gegend, den Fabrikschornsteinen kaum etwas zu sehen. Gewebt wurde auch damals fleißig, aber der Webschützen klapperte noch in den einzelnen Häusern: um 1860 war die Oberlausitzer Baumwollweberei ausschließlich Hausweberei.

1. Die geschichtlichen Grundlagen der Oberlausitzer Baumwollweberei.

Das Wesen der Oberlausitzer Baumwollweberei in ihrer technisch-sozialen Struktur als Hausindustrie verstehen wir am besten, wenn wir den Hauptzügen ihres geschichtlichen Werdens nachgehen. Wir müssen zu diesem Zwecke ziemlich weit zurückgreifen, bis auf die Entstehung der Leinenhausweberei in der südlichen Oberlausitz im 16. und 17. Jahrhundert. Die Baumwollweberei, die zur Zeit der Kontinentalsperre aus ihr hervorging, hat die soziale Verfassung ihrer Vorgängerin nur übernommen.

Zur Zeit des ausgehenden Mittelalters[1] hatte sich in dem deutschen Koloniallande der südlichen Oberlausitz eine Reihe blühender Stadtwirtschaften herausgebildet. Ihre Mittelpunkte waren die Städte Zittau, Löbau, Görlitz und Bautzen.

Auf dem Lande saßen seit Ende des 12. Jahrhunderts und Anfang des 13. deutsche Bauern. Sie waren alle zu „besserem Rechte“ von ihren Grundherren angesiedelt worden, in einem waldbedeckten Berglande, das die slavischen Wenden nur an wenigen Punkten des Zittaner Beckens betreten hatten; denn ihr hölzerner Pflug gestattete ihnen den Ackerbau nur auf leichtem Alluvialboden. In der Südlausitz finden wir daher außer einigen slavischen Ortsnamen keine Spur von ihnen, während sie im nördlichen Flachland dichtgedrängt noch in einer Zahl von über 40000 in der Nähe von Bautzen sitzen. Der Natur des Landes entsprechend siedelten sich die deutschen Bauern in typischen Reihendörfern längs der Flüsse und Bäche an. Ihren Grundherrschaften waren sie zu geringem Erbzins und einigen Tagen Spann- und Handdiensten im Jahre verpflichtet; ihre Hufe besaßen sie erbeigentümlich. Der bäuerliche Besitzstand wird bei der Besiedelung nicht ganz gleich

[1] Ein Bild der damaligen wirtschaftlichen Zustände läßt sich gewinnen aus: Knothe, Zur Geschichte der Germanisation in der Oberlausitz; derselbe, Die Stellung der Gutsuntertanen in der Oberlausitz; Moeschler, Gutsherrlich-bäuerliche Verhältnisse in der Oberlausitz; Knothe, Rechtsgeschichte der Oberlausitz bis ins 16. Jahrhundert; derselbe, Geschichte des Tuchmacherhandwerks in der Oberlausitz bis Anfang des 17. Jahrhunderts.

bemessen worden sein. Moeschler[1] weist nach, daß es in den von ihm untersuchten Dörfern von Anfang an Zwei-, Drei-, Vier- und seltener Fünf- bis Sechs-Hufner gab, die Hufe zu 40 bis 50 Morgen gerechnet. Noch heute ist die südliche Oberlausitz ein Bauernland. 1907 wurden von je 100 ha der landwirtschaftlich benutzten Fläche bewirtschaftet:

In Betrieben mit einer Fläche von	In der Amtshauptmannschaft Löbau	In der Amtshauptmannschaft Zittau
0 — 2 ha	8,3 ha	4,6 ha
2 — 5 „	13,5 „	9,7 „
5 — 20 „	29,5 „	31,9 „
20 — 100 „	27,9 „	44,1 „
über 100 „	20,8 „	8,7 „

Der wendische Norden dagegen, ein echtes Eroberungsgebiet, ist das Land der einstigen milites agrarii, jetzt der kleinen Rittergüter.

Seit Ende des 15. Jahrhunderts setzt eine stärkere Differenzierung der bäuerlichen Bevölkerung ein. Durch das Aufblühen der Städte stieg die Nachfrage nach ländlichen Produkten, die höheren Preise regten zu landwirtschaftlichen Fortschritten an, und diese wiederum ermöglichten es, die Hufengüter zu teilen, und erforderten für die ungeteilten größeren Güter mehr Arbeitskräfte. Auf Grund der Schöppenbücher, die bis 1518 zurückreichen, kommt Richter[2] für das Dorf Großschönau zu dem Schluß, daß es im 16. Jahrhundert bedeutend mehr Bauergüter als zu seiner Zeit (1837) gegeben habe. Im Laufe des 16. Jahrhunderts sind in diesem Dorfe nach den Eintragungen in die Schöppenbücher 16 Gartennahrungen, d. h. Halb- oder Viertelhufen ausgesetzt worden, zum Teil aus Bauerngütern, zum Teil aus dem Rittervorwerk. Das Dorf Bertsdorf bei Zittau hatte nach einem noch vorhandenen Urbarium[3] vom Jahre 1586: 17 Großbauern mit 4 Pferden, 10 Mittelbauern mit 3 Pferden, 12 Kleinbauern mit 2 Pferden, 12 Groß- und 5 Kleingärtner, 12 Häusler und außerdem 51 Hausleute. Diese stellen sicherlich die Arbeitskräfte der Bauern dar.

Dieser landwirtschaftlichen Bevölkerung gegenüber vertraten die Städte die gewerbliche Produktion, den lokalen Zwischenhandel, den Handel in die Ferne. Das Eigentümliche im mittelalterlichen Verhältnis von Stadt und Land ist, daß diese Arbeitsteilung öffentlich rechtlich gebunden war. Jede der Oberlausitzer Städte hatte in ihrem Archiv eine Reihe

[1] a. a. O. S. 35, 41, 49, 62.
[2] Richter, Großschönau, S. 22.
[3] Abgedruckt in: Morawek, Chronik von Bertsdorf, S. 6.

wohlverwahrter Urkunden, die ihr das alleinige Recht der Gewerbeausübung in ihrem Stadtgebiete eine Meile im Umkreis zusicherten. Den steigenden Wohlstand verdankten sie vornehmlich zwei Gewerben: der Bierbrauerei und dem Tuchmacherhandwerk[1]. Dieses erscheint urkundlich seit etwa 1300 zünftlerisch organisiert. 1367 zählte es in Zittau nach dem Berichte des gleichzeitig lebenden Stadtschreibers Johann von Guben „Meister und Knappen über 600“[2].

Demgegenüber ist die Leinenweberei in der damaligen Zeit noch unbedeutend. In Zittau stammt die älteste bekannte Zunfturkunde der Leinwandweber aus dem Jahre 1390[3]. Der Verbrauch von Leinwand war bis ins 14. Jahrhundert hinein in ganz Deutschland gering, besonders für Bekleidungszwecke. Ein Gang durch eine Gemäldegalerie mit altdeutschen oder altniederländischen Meistern lehrt, daß die Bauern in jener Zeit überhaupt keine leinenen Hemden trugen, sondern unmittelbar auf dem bloßen Körper den langen wollenen Rock, der bis zu den Knien hinabreicht.

Auch in den vornehmeren Kreisen[4] beginnt man erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts mit dem zunehmenden Wohlstand auf saubere und feine Wäsche Gewicht zu legen. Die Kleider werden, zumal an den Ärmeln, aufgeschlitzt, um die weiße Leinwand des Hemdes sichtbar zu machen. Die ganze Mode der zerschlissenen Gewänder hatte ursprünglich nur den Zweck, daß der Träger zeigen konnte, er habe ein reines Hemd angelegt. Durch diese Wandlung des Geschmacks gewinnt die Herstellung von Leinwand eine Bedeutung, die sie vorher nicht gehabt hatte. Es ist die Zeit, in der durch Leinenweberei und -handel die Fugger in Augsburg den Grund zu ihrem bedeutenden Vermögen legten.

Zittau stand um jene Zeit, und zwar schon seit langem durch seinen Tuchhandel in geschäftlichen Beziehungen mit Nürnberg[5]. Kaufleute dieser Stadt waren es, welche die rege Nachfrage nach Leinwand in den süddeutschen Städten und aus Italien durch Zufuhr von Leinwand aus der Oberlausitz zu befriedigen suchten. Für die städtischen Zünfte war das eine gute Zeit. Johann Jakob Gewandschneider, der Sohn eines Nürnberger Patriziers und Senators, hielt sich seit 1566[6] in Zittau auf, um die „Negotia besser zu etabiliren“. Er hatte mit der Weberzunft ein dauerndes Abkommen über Leinwandlieferung geschlossen, wurde Bürger und 1601 Ratsherr von Zittau. 1609, so wird weiter berichtet, trat an die Stelle des

---

[1] Knothe, Tuchmacherhandwerk, S. 247.
[2] Derselbe ebenda, S. 253.
[3] Carpzov, Analecta fastorum Zittaviensium, Teil IV, S. 170.
[4] Schultz, Häusliches Leben, S. 278.
[5] Knothe, Tuchmacherhandwerk, S. 253.
[6] Carpzov a. a. O., S. 165.

Hauses Gewandschneider das ebenfalls Nürnberger Haus Bartholomäus Viatis. Viele Jahre hindurch besorgte es durch Faktoren aus der Zittauer Bürgerschaft den Absatz des größeren Teiles aller Leinwand.

Es muß um die Wende des 16. Jahrhunderts geradezu eine stürmische Hochkonjunktur für Leinwand bestanden haben. Die Nürnberger Kaufleute hielten so rege Nachfrage, daß sie „ganze Fäßlein Geldes vorausbezahlen und noch gute Worte dazu geben mußten“ [1], um überhaupt Leinwand zu erhalten.

Man beginnt, — und das ist das Neue — die Landbevölkerung für die gewerbliche Produktion heranzuziehen. Schon 1576 [2] verbietet der Rat von Zittau auf Ansuchen der Weberzunft dem Nürnberger Faktor Prokop Berthold das Verlegen der Weber auf dem Lande. Ein Menschenalter später (1638) berichtet der Rat von Zittau in einem Memorial [3] an den Kurfürsten von Sachsen, daß die Züchner und Leinweber nicht genug für die ausländischen Kaufleute hätten liefern können. Deshalb habe er, wie schon seit undenklichen Zeiten seine Vorgänger, auf den städtischen Dorfschaften das unbezünftete Gewerbe dulden müssen.

Das Weben von Leinwand war ein altes hauswirtschaftliches Gewerbe der deutschen Bauernfamilie. In dem Prager Vertrag vom 15. September 1534 [4] zwischen Oberlausitzer Adel und Städten wurde es ausdrücklich erlaubt. Es heißt, daß innerhalb der Meile Leinweber bleiben mögen, jedoch sollen sie damit nicht „hantieren“. Im Gegensatz zum Tuchmacherhandwerk war die Leinenweberei häusliche Nebenbeschäftigung geblieben. Daneben gab es auch berufliche Leinwandweber auf dem Lande. Als das Dorf Oderwitz 1518 in den Besitz des Klosters Oybin überging, baten seine Bewohner, sie in der alten Freiheit, wie bisher, zu belassen und ihnen einen eignen Schmied, Schuster und Leinweber, wie bisher, zu belassen. Dabei wurde festgestellt, daß sie keinerlei Privileg für die Ausübung dieser Gewerbe erhalten hätten. Der Rat der Stadt Zittau sei befugt, solche Leinweber innerhalb der Meile zum Schaden der Stadt nicht zu dulden, aber man habe ihnen nach alter Gewohnheit (ex consvetudine) das Weben zugestanden [5]. Nach der Zunfturkunde der Zittauer Leinweber vom Jahre 1569 [6] waren Weber der dicht bei Zittau liegenden Dörfer Herwigsdorf und Olbersdorf schon vor diesem Jahre als Meister zugelassen und durften das Handwerk frei ausüben.

---

[1] Marperger, Abriß der Kommerzien und Manufakturen, S. 24.
[2] Carpzov a. a. O., S. 165.
[3] Abgedruckt bei Pescheck, Geschichte von Zittau, Bd. 2, S. 67.
[4] Pescheck a. a. O., Bd. 1, S. 357.
[5] Selecta Oybiniensia, N. Laus. Magazin, 1834, S. 234.
[6] Carpzov a. a. O., S. 165.

Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß sich die ländliche Bevölkerung im Laufe des 16. Jahrhunderts stärker zu differenzieren begann. Sie nahm rasch zu. Begünstigt wurde diese Entwicklung sicher durch den Umstand, daß die damals überall in Deutschland aufkommende Gutswirtschaft in der Südlausitz wenig Eingang fand. Die Mehrzahl der Dörfer um Zittau war im Besitze der Stadt selbst oder des Klosters Oybin, die beide kein Interesse an der Ausdehnung der Wirtschaft der Rittervorwerke hatten und sie deshalb vielfach verkauften.

Auf starke Vermehrung der Bevölkerung läßt es schließen, wenn ein Dorf, wie Grosschönau, 1567 erst 65, 1600 schon 80 bewohnte Gebäude aufweist[1]. Seifhennersdorf hatte 1566 auf 51 Hufen 11 Ruten 87 bäuerliche Wirte, darunter 28 Gärtner, 1 Bäcker, 1 Schmied, 2 Schneider und 7 Leinweber[2]. Die Sitte, daß nur ein Sohn heiratete, die übrigen Geschwister unverheiratet mit auf dem Gute lebten, — noch 1586 sind in Bertsdorf neben 12 Häuslern 51 Hausleute vorhanden[3] — wird mehr und mehr aufgegeben. Freie Hufen waren nicht vorhanden, das Gemeindeland bestand im wesentlichen nur aus der Dorfaue. Man kann daher vielleicht vom ersten Auftreten eines Landhungers im Bauerndorfe sprechen.

Es ist die Zeit, in der mehr und mehr steile Berghänge zur Bebauung herangezogen werden. Der Oberlausitzer Basalt- und Phonolithboden ist steinig, vielleicht wegen seiner großen Wärmekapazität aber nicht unfruchtbar und kann bis in ziemliche Höhe hinauf mit einigem Erfolg bebaut werden[4]. 1558 wurde so an dem Nordabhange des 650 m hohen Jonsberges im Zittauer Gebirge das Dorf Jonsdorf zu 13 Gartennahrungen begründet[5]. In ähnlicher Weise setzte 1549 die Gutsherrschaft zu Hörnitz[6] auf einem Teile ihres steilen Waldlandes 24 Gärtner aus. Vor allem aber bauten sich die jüngeren Söhne der Hufenbesitzer auf ihrer väterlichen Hufe oder der Dorfaue eigene Häuschen, begründeten eine eigene Familie und arbeiteten als freie Arbeiter bei ihren Brüdern oder sonst wie.

Sie konnten durch Verkauf selbstgewebter Leinwand aus vielleicht selbstgesponnenem Leinengarn ihre wirtschaftliche Existenz besser sichern. So entstand die Hausweberei in der südlichen Oberlausitz. Diese Entwicklung ging natürlich ganz allmählich von statten; man wird nicht fehl gehen, wenn man sie in die Zeit von 1550 bis 1650 verlegt.

---

[1] Richter a. a. O., S. 32.
[2] Kind, Geschichte von Seifhennersdorf, S. 118.
[3] Siehe oben S. 16.
[4] Cotta, Deutschlands Boden, Bd. 1, S. 211.
[5] Pescheck, Geschichte von Jonsdorf, S. 8.
[6] Vogt, Chronik von Hörnitz, S. 45.

Die weitere Ausbreitung im einzelnen zu verfolgen, ist nicht nötig. Die Zünfte bekämpften sie als Verletzung ihrer Vorrechte. Die Ratsherrn von Zittau fanden zwischen den widerstreitenden Interessen einen Ausweg, der für die Stadtkasse und auch für sie nicht ungünstig war[1]. Seit 1624 wurde den Webern auf den einigen 30 Dörfern der Stadt die Ausübung ihres Gewerbes gegen ein jährliches Stuhlgeld von einem Taler gestattet, der einträgliche Zwischenhandel mit Leinwand blieb den städtischen Bürgern durchaus vorbehalten. Mit allen zu Gebote stehenden Mitteln des öffentlichen Rechts der Gutsherrschaft trat der Rat für das alte städtische Privileg der alleinigen Ausübung des Handels ein. In einem Mandat vom 27. September 1657[2] schärfte er den einzelnen Dörfern von neuem ein, sie sollten sich ihrer untertänigen Pflicht erinnern und ihre Leinwand, Getreide, Flachs und Garn nur in der Stadt öffentlich zum Verkauf bringen.

1658[3] wurde in Zittau ein Leinwandhaus errichtet. In ihm wurde an jedem Sonnabend und an sonstigen Markttagen ein öffentlicher Markt in Leinwand abgehalten. Bis früh 10 Uhr durften nur Bürger kaufen und erst dann fremde Kaufleute. Im übrigen ward an allen anderen Tagen der Verkauf von Leinwand an Nichtbürger verboten, und das Aufkaufen auf den Dörfern nochmals untersagt. Es sei dadurch der Leinwandhandel in gute Ordnung gekommen, bemerkt der Bericht zum Schluß.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts erschloß sich für die Oberlausitzer Leinenweberei ein neues großes Absatzgebiet[4]. Von Hamburg aus wurde um 1685 in Zittau angefragt, ob man in der Lage sei, eine weißgarnige d. h. aus gebleichtem Garn hergestellte Leinwand für England zu liefern. England habe dieses Gewebe bisher aus Frankreich bezogen. Seit der Vertreibung der Hugenotten erhielte man von dort nicht mehr genügend Ware, man sei gezwungen, den Bedarf anderswo zu decken. Die Herstellung wurde versucht und gelang. Zum ersten Male tritt das Oberlausitzer Wirtschaftsleben in enge Verbindung mit dem Weltmarkt.

Fassen wir die bisherigen Ergebnisse unserer geschichtlichen Betrachtungen noch einmal kurz zusammen:

Zwei Tatsachenreihen bedingen die Entstehung der Hausweberei in der südlichen Oberlausitz. Veranlaßt durch die städtische Wohlstandsentwicklung bilden sich neue Bedürfnisse in der Kleidung heraus. Eine starke Nachfrage nach Leinwand ist die Folge. Auf der anderen Seite steht eine

[1] Pescheck, Zittau, Bd. 2, S. 5 ff.
[2] Carpzov a. a. O., S. 166.
[3] Ebenda S. 167.
[4] Ebenda S. 169.

starke Vermehrung der ländlichen Bevölkerung, ermöglicht durch Fortschritte in der landwirtschaftlichen Produktion, begleitet von einer stärkeren Differenzierung, die zu einer kleinbäuerlichen Bevölkerung und den ersten Anfängen eines freien Arbeiterstandes führt. Als vermittelndes Glied zwischen diesen beiden gegebenen Faktoren dient der aus dem Mittelalter überkommene städtische Großhandel. Das Endergebnis ist eine Hausindustrie der älteren losen Form.

Ihre soziale Struktur ist aus der geschichtlichen Betrachtung ohne weiteres klar zu erkennen. Sie stellt sich dar als Organisation einer bisher hauswirtschaftlichen gewerblichen Produktion für einen entfernten Absatzmarkt. Die Familienwirtschaft wird dadurch durchbrochen, doch behält sie für die Versorgung mit Nahrungsmitteln eine starke Bedeutung bei. Der Kleinbauer und ländliche Arbeiter war natürlich nicht in der Lage, seine Produkte soweit in die Ferne zum Absatz zu bringen. Er kannte bisher nur den nahen städtischen Markt. Gern ergriffen daher beide und die jüngeren Bauernsöhne die Gelegenheit, sich einen Nebenerwerb zu verschaffen oder sich durch gewerbliche Betätigung die Gründung einer eigenen Familie zu ermöglichen. Die Technik war ihnen geläufig, das Werkzeug, der Handwebstuhl, leicht herzustellen; auch den Rohstoff gewannen sie durch Anbau des Flachses selbst oder konnten ihn in nächster Nähe vom Bauern kaufen.

Ihnen gegenüber übernimmt der städtische Kaufmann den Absatz auf dem fernen Markt. Der einzelne Weber wollte natürlich seine Ware sofort bezahlt haben. Der Kaufmann brauchte umlaufendes Kapital: er bezahlte die Weber sofort, verschickte die Ware und erhielt erst nach kürzerer oder längerer Zeit die Gegenleistung. Das Kapital ist im wesentlichen reines Geldkapital. Die Thesaurierung spielte in jenen Zeiten des geringen Tauschverkehrs eine viel größere Rolle als heute. Ein reicher Görlitzer Tuchhändler, Georg Emerich, hinterließ bei seinem Tode 1507 neben 13 Landgütern und 7 Häusern nicht weniger als 31 200 Dukaten bar[1].

Aus welchen sozialen Kreisen die städtischen Kaufleute stammten, läßt sich im einzelnen nicht nachweisen. Berechtigt zum Großhandel waren nur die eigentlichen Bürger[2], die Besitzer der Bierhöfe, die Nachkommen und Rechtsnachfolger der alten Hufenbesitzer, auf deren Grund und Boden die Stadt begründet worden war. Aber es ist ebenso bekannt, daß ein reger Besitzwechsel in diesen Höfen schon immer stattgefunden hat. Der Vater des erwähnten Emerich war erst nach Görlitz zugewandert.

Wie dem auch sei, das Wesentliche ist: Zwei soziale

---

[1] Knothe, Tuchmacherhandwerk, S. 283.
[2] Ebenda.

Klassen sind von jetzt an aufeinander angewiesen. Es ist der Anfang der Unternehmerorganisation der Volkswirtschaft. In größerem Umfange, wie je zuvor bei der reinen Stadtwirtschaft, scheiden sich die Leiter und die mechanisch Arbeitenden bei dem Produktionsprozeß. Die geschichtliche Betrachtung lehrt uns, wie diese soziale Struktur, ein Kaufmannskapitalismus, wenn man es so nennen will, sich bei der ersten größeren interlokalen Arbeitsteilung mit gesetzlicher Notwendigkeit durchsetzen mußte. Sie lehrt uns zugleich das innere Wesen der Hausindustrie besser verstehen; denn die Grundzüge der wirtschaftlichen Organisation bleiben bis 1860 dieselben.

Die materielle Lage der Oberlausitzer Leinenweberei, die seit Ende des 17. Jahrhunderts auf den Weltmarkt hinausgetreten war und seine Schwankungen zu tragen hatte, war anfangs nicht ungünstig. Carpzov, der um die Wende des 18. Jahrhunderts Stadtschreiber in Zittau war, berichtet[1], wie durch den Leinwandhandel viel Geld in die Stadt käme, wie man dadurch in der Lage gewesen wäre, die Schädigungen des 30jährigen Krieges schneller zu überwinden als sonst. 1705 wurden in Zittau und Löbau mit Genehmigung des Kurfürsten von Sachsen Kaufmannssozietäten begründet[2]. Nur wer diesen „Faktorei-Innungen", wie sie auch genannt wurden, angehörte, durfte Großhandel mit Leinwand treiben. Die Ausbildung der Lehrlinge und die Zulassung war eingehend geregelt. Der Rat der Stadt hatte die Oberaufsicht. Er konnte denjenigen, der ohne dringende Not die Preise verringerte, in „eines E. E. Raths willkürliche Strafe" nehmen. Die ersten 23 namentlich aufgeführten Mitglieder stammten nur etwa zur Hälfte aus Zittau, die übrigen aus verschiedenen Städten Sachsens und besonders Westdeutschlands.

Für die Hausweber bestand keine obrigkeitliche Regelung, etwa nach dem Vorbilde städtischer Zünfte. Sie blieben Untertänige der Gutsherrschaft und mußten die überkommenen Geldabgaben und Handdienste weiterleisten. Auf den städtischen Dörfern waren diese gering, einige Tage im Jahre[3], in den gutsherrschaftlichen mit einem größeren Gutsbetrieb im Laufe der Jahrhunderte sehr gesteigert. Als Handwerker hatten sie ein jährliches Stuhlgeld (bis 1848) und eine einmalige Konzessionsgebühr zu entrichten, wobei die Konzession selbst eine Formsache war[4].

Überraschend schnell nahm die Weberbevölkerung zu. Während es in Bertsdorf, wie erwähnt, 1586 erst 12 Häusler und 51 Hausleute gab, waren 1681 daselbst schon 144 Häusler

[1] Carpzov a. a. O., S. 168.
[2] Die Artikel für Zittau sind abgedruckt bei Pescheck a. a. O., Bd. 2, Beil. 37, S. 691.
[3] Diensturbarium der Stadt Zittau aus dem Jahre 1793.
[4] Pescheck a. a. O., Bd. 2, S. 68.

und nur noch 28 Hausleute, 1749 221 Häusler vorhanden[1]. Die früher unverheiratet auf dem väterlichen Gute lebenden jüngeren Söhne hatten sich selbständig gemacht. Das Dorf Großschönau zählte 1699 nach Berechnungen aus den Kirchenbüchern 1772 Einwohner, im Jahre 1736 dagegen 3065[2]. Zahlreiche Exulanten aus dem benachbarten Böhmen fanden nach dem westfälischen Frieden in der Oberlausitz Aufnahme. Neugersdorf, heute ein Dorf mit fast 12000 Einwohnern, wurde von ihnen 1667 begründet, wobei sie jeder von der Gutsherrschaft 1—3 Scheffel Land zugewiesen erhielten. Durch eine behördliche Aufnahme im Jahre 1729[3] wurden auf den 32 der Stadt Zittau gehörigen Dörfern 3201 Webstühle gezählt. Es gab z. B. in Großschönau 754, Alteibau 637, Oderwitz 680, Seifhennersdorf 359 usw. Die Dörfer um Zittau und an der böhmischen Grenze waren nach dem Urteil eines Zeitgenossen[4] „unglaublich voll von Webern". So hatte schon in jener Zeit die Südlausitz den industriellen Charakter der großen Weberdörfer.

Der Rückgang der Oberlausitzer Leinenweberei beginnt von 1770 an. Es ist bekannt, wie England mit allen Mitteln merkantilistischer Politik in Irland die Leinenweberei zu fördern suchte, um sich selbst die einträgliche Wollindustrie vorzubehalten[5]. Ein großer Teil der Lausitzer Leinwand war bisher nach England und weiter über dieses Land nach Spanien, Nord- und Südamerika gegangen[5], wo sie zum großen Teil zur Bekleidung der Plantagensklaven diente und wo oft für sie direkt Kolonialwaren eingetauscht wurden. Die hohen englischen Zölle schädigten den Absatz außerordentlich, dazu kam die preisdrückende Konkurrenz der schlesischen Hausweber. Der Versand von Leinwand durch die Zittauer Handelshäuser ging zwischen 1770 und 1780 von 20434 Zentnern auf 14910 Zentner zurück[6]. Infolge des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges erlitten einige Zittauer Handelshäuser in London schwere Verluste und mußten ihre Zahlungen einstellen. Eine anhaltende Absatzstockung und eine dauernde Preissenkung der Leinwand war die Folge. Es sind die ersten Anzeichen der langandauernden Krisis der Hausweberei, die im 19. Jahrhundert durch die englische Konkurrenz verschärft werden sollte.

Der eben geschilderte Notstand hatte eine weitere, dauernde Folge: er veranlaßte eine Änderung der hausindustriellen Organisation. Bisher hatten die städtischen Kaufhäuser ihre

[1] Morawek, Bertsdorf, S. 7.
[2] Richter a. a. O., S. 436.
[3] Pescheck ebenda, S. 69.
[4] Großer, Laus. Merkwürdigkeiten, S. 32.
[5] Toynbee, Lectures on the industrial revolution, S. 50, 80.
[6] Laus. Monatsschr. 1790, S. 37.

Stellung als einzige Vermittler des Großhandels zu wahren gewußt. Sie ließen gegen eine Provision durch Faktoren, sog. Leinwandsammler, auf den Dörfern die Leinwand zusammenkaufen. Diese, denen es bisher nur erlaubt war, die näheren Märkte zu besuchen, hatten schon immer versucht, sich des Grossohandels zu bemächtigen[1]. Eine ganze Reihe von Verordnungen des Oberamtes zu Bautzen wider den „Pfuscherhandel auf dem Lande" wurden seit 1700 erlassen. Im Verlauf der schweren Absatzkrisis Ende der 1770er Jahre, als die städtischen Großkaufleute im Einkauf zurückhielten und ihr Geld, wie es heißt, lieber in Hypotheken anlegten, gelang es einigen unternehmenden Leinwandsammlern, ihrerseits den Absatz in die Hand zu nehmen. Sie reisten bis nach Hamburg, London und Triest, um Geschäftsfreunde zu werben[2]. Seitdem saßen im Weberdorf selbst Großhändler. Das bedeutete einen weiteren Schritt zum Verlagssystem.

Die Folgen, welche der politische Machtkampf zwischen England und Napoleon I. für die wirtschaftliche Lage der sächsischen Textilindustrie hatte, sind von A. König[3] in einer eingehenden urkundlichen Darstellung niedergelegt worden. Der Verfasser gelangt zu folgendem Ergebnis: „In der ersten Hälfte der Zeit, um die es sich handelt, also etwa bis zum Jahre 1806, entsteht auf dem Weltmarkt für Baumwollwaren die englische Konkurrenz und überflügelt die bisherigen Produktionsländer. In der zweiten Hälfte, also bis 1814, suchen sich die gequälten Baumwollindustrien unter dem Schutze der Kontinentalsperre zu erholen".

Für die Oberlausitz ist der Entwicklungsgang ein etwas anderer gewesen. Eine nennenswerte Baumwollindustrie gab es hier bis 1806/07 überhaupt noch nicht. Seit dem Mittelalter — seitdem man zum ersten Male in Nordeuropa die Baumwolle kennen gelernt hatte — verwebten die städtischen Zünfte etwas Baumwolle mit leinener Kette zu Barchent[4]. Dabei scheint es in der Hauptsache geblieben zu sein, wenn auch seit der Jahrhundertwende die Herstellung von Kattun bekannt geworden war. Ihr Umfang war gering. Eine Tabelle der sächsischen Kommerziendeputation vom Jahre 1805[5] schätzt die Produktion in der Oberlausitz an Barchent auf 400 und an Kattun auf nur 177 Stück. Die Leinenweberei erlebte von

---

[1] Siehe die anonyme Schrift „Wider den Dorfhandel", verfaßt vom damaligen Zittauer Bürgermeister.

[2] Laus. Monatsschr. 1790, S. 114.

[3] A. König, Die sächsische Baumwollindustrie am Ende des vorigen Jahrhunderts und während der Kontinentalsperre, S. 1 ff.

[4] Nach Art. 7 der „Innungsartikel E. Handwerks der Züchner und Leinweber" vom Jahre 1569, Abschr. i. Zittauer Stadtarch., Rep. 4, Kap. 1c, Nr. 1.

[5] A. König a. a. O., S. 72 und 246.

1800 bis 1805 noch einmal eine Zeit des Aufschwungs. Im Jahre 1801 wurde durch Zittauer Handelshäuser für nicht weniger als eine Million Taler Leinwand zum Verkauf gebracht[1].

Da erfolgte durch die Kontinentalsperre der Zusammenbruch. Im Berliner Dekret vom 28. November 1806 hatte Napoleon auch die Beschlagnahme sämtlicher englischer Waren auf dem Kontinent angeordnet. Die sächsischen Kaufleute fürchteten, daß diese Maßregel nicht England, sondern nur sie treffen müsse. In einer ganzen Reihe von Eingaben[2] an die sächsische Regierung weisen sie darauf hin, daß ihre Guthaben in England viel bedeutender seien, als die Englands in Sachsen. England werde sich ohne Zweifel schadlos halten, dabei nicht nur einen guten Gewinn machen, sondern sich mit einem Male von der gefährlichen Konkurrenz befreien, die ihm bisher die sächsische Leinwandmanufaktur bereitet habe. Lausitzer Kaufleute aus Bautzen richteten unter dem 20. November 1807 eine gesonderte Eingabe[3] an die sächsische Regierung, worin sie die besonderen Verhältnisse der Lausitz schildern. Trotz des Rückgangs des Oberlausitzer Leinwandhandels nach England könne man die Aktiva an Waren und sonstigen Außenständen der Oberlausitzer Handelshäuser in England auf reichlich 1 Million Reichstaler schätzen. Seit dem Aufhören der Handelsverbindungen mit England habe man versucht, die Waren direkt nach Nordamerika und Westindien zu verschicken; als Gegenwert für diese seien von dort für etwa 4 Millionen Taler Kolonialprodukte unterwegs, die man in Zahlung genommen habe, und die sämtlich Oberlausitzer Firmen gehörten. Auch diese seien der Gefahr, von England beschlagnahmt zu werden, ausgesetzt, und dabei habe dieses Land kaum 1 Million Taler Gesamtguthaben in der Lausitz.

Die Weiterentwicklung der Krisis in der Oberlausitz hat A. König infolge Mangels an urkundlichem Material nicht eingehend verfolgen können. Eine Notiz fand er, die klar zeigt, daß eine teilweise Verdrängung der Leinenweberei die Folge war. In der Meßrelation[4] über die Ostermesse vom Jahre 1812 heißt es: „Die Kattunfabrikation ist dermalen für die Leinweberei im Markgrafentum Oberlausitz eins der vorzüglichsten Erwerbsmittel".

Die Einwirkung der Kontinentalsperre auf ein Oberlausitzer Weberdorf ist uns näher bekannt. In dem Dorfe Großschönau[5] waren bisher ausschließlich leinene Damastgewebe von vorzüglicher, teils künstlerischer Qualität hergestellt worden. Ihr

[1] Pescheck a. a. O., Bd. 2, S. 11.
[2] A. König a. a. O., S. 188 ff.
[3] König a. a. O., S. 188.
[4] König a. a. O., S. 286.
[5] Richter, Großschönau, S. 317.

Absatz nach dem Auslande begann jetzt aufzuhören. Die Folge war eine steigende Beschäftigungslosigkeit. 1809 standen um die Jahresmitte 340 Webstühle still, während es für 598 noch Arbeit gab; 1811 war die Zahl der stillstehenden Stühle schon 620, die der arbeitenden nur noch 120. Man wandte sich der Baumwollweberei zu. 1812 gingen für Baumwollgewebe 276 Webstühle. Nach dem Befreiungskriege kehrte man zum Teil zur lohnenden Damastweberei zurück, aber seit 1812 wurde in diesem Orte wie in der ganzen Oberlausitz in steigendem Maße Baumwolle verarbeitet.

Denn auch ohne diesen gewaltsamen Eingriff Napoleons in das europäische Wirtschaftsleben hätte die Baumwolle in kurzer Zeit die Leinwand aus ihrer Alleinherrschaft verdrängt. Um die Jahrhundertwende standen die Preise für Rohbaumwolle in New-York zwischen 35 und 45 Cents das englische Pfund, sie fielen bis 1820/30 auf 15 bis 10 Cents und gingen in den 1840er Jahren auf unter 10 Cents, auf 8, ja 7 Cents zurück[1]. Die Baumwolle wird Königin für das amerikanische Wirtschaftsleben wie für die deutsche Textilindustrie. Sie verdrängt auf der einen Seite die Leinwand, auf der anderen die schlechteren Qualitäten der Wolle.

Während der ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts fertigte die Oberlausitzer Baumwollweberei hauptsächlich rohgarnige Kattune zu verschiedenen Druckwaren, bald auch rohe, sowie buntfarbige sogenannte Nankings[2]. Man nannte sie in der Oberlausitz auch ostindische Stückel, wohl weil sie für Ostindien zur Bekleidung der dortigen unteren Klassen bestimmt waren. Es waren beides einfache glatte Gewebe, die mit der herkömmlichen Stuhlausrüstung für Leinwand und mit der herkömmlichen Geschicklichkeit leicht herzustellen waren.

Im Jahre 1831 wurde folgende Statistik[3] über den Umfang der Hausweberei und ihre Verteilung auf die einzelnen Gewebearten aufgestellt. Es gingen für

Baumwollwaren . . .	10579	Stühle,
Leinenwaren	4114	„
Zwilliche	572	„
Damaste	937	„

Die Ausfuhr von Leinenwaren aus Zittau betrug im gleichen Jahre nur noch 2000 Ztr. gegen 20000 im Jahre 1800[4]. Die in der Kaufmannssozietät vereinigten Handelshäuser wandten

---

[1] J. L. Watkins, Production and prizes of cotton for hundred years, U.S.A. Dept. Agr. Min. Bull. Nr. 9, zit. aus Oppel, Die Baumwolle usw., S. 191.

[2] Melzer, Chronik von Neugersdorf, S. 145.

[3] Mitteilungen d. Stat. Vereins f. d. Kgr. Sachsen Heft 3 (1833), S. 77.

[4] Pescheck a. a. O., Bd. 2, S. 12.

sich teilweise dem Zwischenhandel mit Baumwollgarnen zu. Doch die meisten von ihnen, deren Namen damals einen guten Klang hatten, sind heute verschwunden. Zugleich trat für die Lausitzer Städte, wie besonders für Zittau, eine Periode der Stagnation ein. Eine ähnliche Handelsblüte, wie im 17. und 18. Jahrhundert hat Zittau nicht mehr erreicht. Die neuere Verkehrentwicklung weist dem Großhandel ganz andere Bahnen zu. Den Lausitzer Mittelstädten ist es mehr und mehr bestimmt, Fabrik- und Arbeiterstädte zu werden.

Ende der 20er und Anfang der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts vollendet sich in England die industrielle Revolution der Baumwollweberei. In den einfachen glatten Geweben, wie Kattun und Nankings, Shirtings und wie sie alle heißen, trägt der mechanische Stuhl rasch den Sieg über den Handstuhl davon. Die Lausitzer Hausweberei muß sich wieder ein neues Feld ihrer Betätigung suchen. Sie findet es in der Buntweberei, deren Waren anfangs noch nicht mit gleichem Erfolg wie die glatten auf mechanischen Stühlen herzustellen waren. Zwei Stoffarten wurden von der Lausitzer Baumwollweberei in steigendem Umfange verfertigt [1]: sog. griechische oder orientalische Köper, ein geköpertes Gewebe also mit bunten Längs- oder Querstreifen, auch karriert, in möglichst auffallenden Farben, das in der Türkei, Griechenland und Kleinasien zu Kleidungszwecken Verwendung fand; und dann vor allem Rock- und Hosenzeuge der verschiedensten Art. Bis in das 19. Jahrhundert hinein bildeten schafwollene Gewebe ausschließlich die Bekleidung der Bevölkerung in den nördlichen europäischen Gebieten. Diese Bekleidungsart konnte nicht billig sein, die unteren Klassen nahmen daher rasch baumwollene Gewebe als Kleidungsstücke an: ihre Hosen, Westen, Röcke bestehen seitdem aus Baumwolle, wenn man sie auch noch lange als wollene anbot. Für die Oberlausitzer Baumwollweberei wurden seitdem Rock- und Hosenzeuge für lange Zeit ein lohnender Stapelartikel. Sie verdrängte mit ihren billigen tiefherabgedrückten Löhnen die niederrheinische Baumwollweberei, welche zuerst in Deutschland diesen Artikel in Angriff genommen hatte.

Die Einführung der Baumwollweberei hatte nicht nur eine Neugestaltung der ganzen Marktverhältnisse, sondern zugleich eine tiefgreifende Änderung der bisherigen sozialen Organisation zur Folge. Solange man Leinengarn verwebte, war die losere, ältere Form der Hausindustrie das Gegebene. Der einzelne Weber als kleinbäuerlicher Besitzer baute zum Teil selbst noch Flachs und verarbeitete ihn zu Garn; als Häusler mit geringem Besitz oder als unansässiger Einmieter konnte er Flachs und Garn von den größeren Bauern kaufen. Zur

[1] Ber. 1862/63, S. 39 ff.

Blütezeit der Leinenweberei im 18. Jahrhundert wurde das schon anders und schwieriger. Der einheimische Flachs und das aus ihm gewonnene Garn reichten nicht aus. In den Städten entwickelten sich Garnmärkte, auf denen besonders schlesische, wie einheimische Händler das eingeführte Garn zum Verkauf brachten. Hier konnte sich der Weber nach Verkauf seiner fertigen Ware wieder mit dem Rohmaterial versorgen. Er wußte mit Qualität und Preisgestaltung Bescheid. In der Lausitzer Leinenweberei sind diese Garn- und Leinwandmärkte bis tief ins 19. Jahrhundert hinein bestehen geblieben, wenn sie auch von Jahr zu Jahr zurückgingen. Denn schon im 19. Jahrhundert geriet ein Teil der Hausweber, die vom Markte zu weit entfernt waren oder von der Hand in den Mund lebten, in Abhängigkeit vom Leinwandsammler und Garnhändler, die somit beide nach und nach Verleger oder wenigstens Faktoren wurden. Immer aber blieb bis zur Kontinentalsperre der eigentliche Absatz getrennt in der Hand der städtischen und weniger ländlicher Großkaufleute.

Den Übergang zur Baumwollweberei allein zu finden, war der einzelne Weber garnicht in der Lage. Nur die unternehmendsten und marktkundigsten Kaufleute in den Städten, vor allem aber auf den Dörfern, verstanden es, sich in den neuen, durch die Macht der Tatsachen geschaffenen Produktions- und Absatzverhältnissen zurecht zu finden. Sie vermittelten die Einführung der Baumwollweberei und blieben auch weiter die Vermittler für Rohmaterial und Absatz. Überall vernichtete die Baumwolle die alte Verfassung der Hausweberei, so natürlich am frühesten in Lancashire[1], wie gegen Ende des 18. Jahrhunderts im westlichen Sachsen[2]. Die Baumwollweberei wurde von Anfang an unter den Formen des Verlagssystems betrieben. Der — jetzt meist auf den Dörfern selbst sitzende — Verleger oder Fabrikant kauft die Garne, in seinem Hause läßt er sie je nach dem Muster des herzustellenden Gewebes färben oder chemisch bleichen, dann zu Ketten scheren. Diese werden mit dem zugehörigen Einschußmaterial an den Weber gegen bestimmten Lohn zum Verweben ausgegeben. Die fertigen Stücke werden wiederum im Hause des Verlegers, seltener in Lohn appretiert. Der Fabrikant arbeitete damals zum größten Teil auf Vorrat und setzte diesen erst auf den Messen ab.

Wir haben so die wechselreiche Entwicklung der Oberlausitzer Leinen- und Baumwollweberei bis zum Jahre 1860 begleitet, bis zur Zeit, wo sich die ersten Anzeichen einer herannahenden technischen und sozialen Umwälzung geltend

[1] Chapman, The Lancashire cotton industry, S. 15.
[2] A. König a. a. O., S. 108.

zu machen beginnen. Diese Darlegungen können natürlich nicht den Anspruch erheben, eine umfassende und eingehende Geschichte der Oberlausitzer Hausweberei zu sein. Aber sie können besser als eine systematische Darstellung dies vermöchte, den organischen Aufbau und Charakter einer ländlichen Hausindustrie verständlich machen.

Einige Zahlenangaben mögen ihr äußeres Bild noch vervollständigen. Die Verteilung der Bevölkerung nach den beiden Hauptberufen, Landwirtschaft und Industrie, war in der Oberlausitz schon damals der heutigen ähnlich. Von je 100 Selbsttätigen waren beschäftigt:

in der	im Jahre 1861[1]	dagegen 1849
Landwirtschaft	30,4	37,4
Industrie . .	55,6	48,2

Im gebirgigen und gewerblichen Süden, der damals als Verwaltungsbezirk die Amtshauptmannschaft Löbau bildete, waren zur gleichen Zeit von je 100 Selbsttätigen beschäftigt:

in der	in den Städten	in den Dörfern
Landwirtschaft	8,4	25,2
Industrie . .	54,7	65,9

d. h., die Dörfer hatten hier eine Bevölkerung, die mehr als die städtische gewerblich tätig war. Welchen Anteil hieran die Hausweberei einige Jahre vorher gehabt hatte, hat Dr. Engel auf Grund der Haushaltungslisten der Volks- und Berufszählung vom Jahre 1849 für die größeren Dörfer mit über 1000 Einwohnern statistisch dargestellt[2]. Es hatten z. B.:

	Einwohner	Selbsttätige überhaupt	Selbsttätige in der Weberei (auf 100 Selbsttätige)	Selbsttätige in der Landwirtschaft (auf 100 Selbsttätige)
Altgersdorf. . . .	1364	687	81,3	—
Neugersdorf . . .	2701	1412	76,9	6,6
Walddorf	1198	648	86,9	4,9
Altebersbach . . .	3446	1910	66,2	13,8
Neuebersbach . .	2540	1282	73,6	9,9
Alteibau	4264	2217	70,1	11,8
Großschönau . . .	4815	2493	70,1	11,6
Reichenau	4009	2284	71,9	19,1
Seifhennersdorf. .	5781	3040	56,2	27,2
		usw.		

Das sind die reinen Weberdörfer, aber auch in den Bauerndörfern der fruchtbaren Zittauer Niederung war die Weberbevölkerung stark vertreten. Für einige von ihnen lauten die obigen Zahlen:

[1] Z. d. Kgl. Sächs. Stat.B. 1863, S. 75.
[2] Engel, Jahrb. f. Stat. u. Staatswirtsch. (1853), S. 188 ff.

Hainewalde	2533	1265	49,5	18,8
Bertsdorf	2065	1124	56,2	26,2
Oberseifersdorf . . .	1526	846	44,2	25,3
Olbersdorf.	2419	1289	33,4	34,9
Mittelherwigsdorf . .	1487	799	39,7	38,9
	usw.			

Die Oberlausitzer Baumwollweberei beschäftigte am 3. Dezember 1861, dem Tage der Volkszählung, verbunden mit einer Gewerbestatistik für den deutschen Zollverein, 14203 Handwebstühle und 19650 Personen, worunter Spuler, Weber und sonstige Hilfspersonen zu verstehen sind[1]. 91 Verlagsgeschäfte, die Fabrikantensteuer bezahlten, vermittelten den Absatz. Doch wurden schon 368 mechanische Stühle gezählt: man war eben im Begriff, die neue Technik sich anzueignen.

[1] Z. d. Kgl. Sächs. Stat.B. (1863), S. 63, 69.

2. Die alte und die neue Technik der Baumwollweberei[1].

Der Produktionsvorgang bei der Weberei ist einfach. Man kann ein Gewebe als ein flächenartig ausgedehntes Erzeugnis bezeichnen, das durch regelmäßige Verbindung von Fäden entstanden ist. Bei einem gewöhnlichen Gewebe sind diese Fäden rechtwinklig zueinander verschlungen. Wenn man ein solches Gewebe näher betrachtet, unterscheidet man leicht diese zwei Arten von Fäden. Die Fäden, die in gerader und paralleler Richtung der Länge nach laufen, bezeichnet man als die Kettfäden, das ganze System aus ihnen die Kette, den Zettel oder die Werft. Die Fäden, die in der Breite verlaufen, nennt man die Schußfäden, den Einschuß oder Eintrag. Diese bestehen nicht aus lauter gesonderten Fäden, die am Rande des Gewebes endigen, sondern sie kehren an jeder Seite um und gehen so hin und her, so daß die Ränder des Gewebes eine feste Begrenzung erhalten, die Kante oder die Leiste. Die Verschlingung oder Verflechtung dieser beiden Systeme von Fäden findet so statt, daß der Schußfaden von dem einen Rande der Kette aus abwechselnd über oder unter den einzelnen Kettfäden hinweg bis zum anderen Rande geführt wird, dann wieder ebenso zurück und so fort. Dadurch wird die Kette zu einem festen Gewebe gebunden. Je nach der Art, wie diese Bindung der Kette durch die Schußfäden vor sich geht, unterscheidet man drei Arten von Geweben:

1. Glatte oder schlichte Gewebe, bei denen jeder Schußfaden bei seinem Gange quer durch die Kette abwechselnd einen Kettfaden über sich und dann einen solchen unter sich liegen läßt.
2. Geköperte Gewebe. Verfolgt man bei ihnen den Gang eines Schußfadens, so bemerkt man, daß nicht nur ein Faden der Kette darüber oder darunter liegt, sondern

[1] Es sollen und können hier nur die wesentlichsten technischen Vorgänge dargestellt werden, soweit sie zum Verständnis des Webvorganges überhaupt und im besonderen zu dem der technischen Umgestaltung nötig sind. Eine eingehende Darstellung gibt Müller, Handb. d. Spinnerei u. Weberei, Berlin 1896, auf das sich die folgende Zusammenfassung stützt.

zwei oder mehr. Der nächste Schußfaden nimmt einen ähnlichen Weg, nur so, daß er dabei nach einer bestimmten Regel andere Kettfäden darüber und darunter läßt. Es entsteht als Ergebnis immer noch ein Gewebe mit ziemlich gleichartiger Oberfläche ohne eigentliches Muster.

3. Gemusterte Gewebe, das sind solche, bei denen durch eigentümliche Verbindung der Kett- und Schußfäden ein Muster, eine Zeichnung entsteht, einfache geometrische Figuren bis zu bildartigen Darstellungen.

Mag nun diese Verschlingung der beiden Fadensysteme auf der untersten Stufe der technischen Entwicklung, wie etwa heute noch bei wenigen zurückgebliebenen Naturvölkern durch einfache manuelle Operationen erreicht worden sein, so haben doch alle einigermaßen fortgeschrittenen Völker sich dazu ein Werkzeug geschaffen, den Webstuhl. Das Prinzip ist überall das gleiche, der Handwebstuhl der nördlichen europäischen Völker wie der der Inder beruht auf ihm. Jener zeichnet sich nur durch eine größere Stabilität und Exaktheit der einzelnen Teile aus.

Ein einfacher Handwebstuhl besteht aus einem rechteckigen Gestell von vier senkrechten Holzbalken, die oben und unten durch Querbalken in ihrer Lage festgehalten werden. Hinten und vorn an diesem Gestell sind drehbare Walzen eingelagert. Über diese wird die Kette des herzustellenden Gewebes gespannt. Die hintere Walze heißt der Kettenbaum. Auf ihm wird durch Einklemmen das eine Ende der Kette befestigt und dann die Kette aufgewickelt. Das andere Ende der Kette wird in ähnlicher Weise auf der vorderen Walze, dem Brustbaume, befestigt. Um die Kette immer in der nötigen Spannung zu erhalten, wird der Kettenbaum durch einen mit einem Gewicht beschwerten Hebel gebremst.

Bei den einfachsten Geweben, den glatten, läuft, wie erwähnt, jeder Eintragfaden abwechselnd über oder unter den Kettfaden hinweg. Er bedeckt mithin auf seiner Bahn die Hälfte der Kette und wird seinerseits von ihr zur Hälfte bedeckt. Hat er auf dem Hingange die ungeraden überdeckt, so tut er es auf dem Rückwege mit den geraden. Es ist natürlich außerordentlich arbeitsparend, anstatt die Kettfäden einzeln zu heben, alle die, welche oben liegen sollen, auf einmal zu heben, und alle die, welche unten liegen sollen, auf einmal zu senken (damit nämlich eine größere Öffnung für den Schuß entsteht). Man zieht daher alle zugleich zu hebenden Fäden einzeln durch je eine Öse aus Draht oder Glas. Diese Ösen tragen an jeder Seite eine Schnur oder einen Draht. Alle zusammengehörigen Schnüre oder Drähte werden durch zwei Latten quer über und unter der Kette zu einem Ganzen vereinigt, dem sogenannten Schaft. Die übrig-

bleibenden Fäden, die zunächst gesenkt werden sollen, werden in ähnlicher Weise mit Ösen versehen, diese verschnürt und die Schnüre zu einem zweiten Schaft vereinigt. Hebt man jetzt den ersten Schaft und senkt den zweiten, so werden z. B. alle geraden Fäden zusammen gehoben, die ungeraden gesenkt. Zwischen beiden entsteht eine genügend weite Öffnung, das Webfach, durch sie wird der Schußfaden hindurchgeführt. Er geht dann, wie bezweckt, über sämtliche ungeraden Kettfäden hinweg und unter den geraden hindurch.

Um die Schäfte mit größter Bequemlichkeit bewegen zu können, werden sie freischwebend innerhalb des Stuhlgestelles aufgehangen, und zwar so, daß sie miteinander in Gleichgewicht sind, und das Herunterziehen des einen Schaftes von selbst das Heben des anderen zur Folge hat. In dieser Absicht sind an dem oberen Ende des einen Schaftes zwei Riemen oder Schnüre befestigt, welche über eine runde, um ihre Achse drehbare hölzerne Stange oder über zwei Rollen zum andern Schafte laufen und auch diesen tragen. Die unteren Leisten der Schäfte sind einzeln mit je einem langen Hebel verbunden, ein jeder von ihnen besteht aus einer langen, schmalen Latte, die im hinteren Ende des Stuhles drehbar gelagert ist. Diese Hebel, wie sie hier in ihrer einfachsten Anordnung beschrieben sind, heißen Tritte. Wird der eine von ihnen durch den am Brustbaume sitzenden Weber mit dem Fuß niedergedrückt, so wird der daran befestigte Schaft herabgezogen; der andere Schaft, der ja mit dem zuerst bewegten in fester Verbindung steht, muß dadurch zur gleichen Zeit etwas gehoben werden. Die Kettfäden werden so in zwei Hälften geschieden, das Fach ist gebildet. Der Schußfaden kann nun eingebracht werden. Der Weber tritt dann den andern Tritt herunter, die Schäfte wechseln ihre Lage, die geraden Fäden, die erst oben waren, kommen unten zu liegen.

Wir haben so die Webarbeit bis zum Eintragen des Schusses verfolgt. Zu dieser Verrichtung bedient sich der Weber eines schifförmigen hölzernen Werkzeugs, des Webschützens. Er enthält eine mit dem Schußfaden gefüllte Spule. Der Schützen wird durch das Fach hindurchgeworfen, der Schußfaden wickelt sich dabei ab und kommt zwischen die Kettfäden zu liegen.

Durch das bisherige Verfahren würde nur ein sehr unvollkommenes Gewebe erreicht werden; die eingetragenen Schußfäden müssen stets parallel und fest, dabei gleichmäßig weit entfernt, nebeneinander gelegt werden. Dieser Zweck wird mit Hilfe der sogenannten Lade erreicht. Die Lade besteht aus einem hölzernen Rahmen von etwas größerer Breite als die Kette. Sie ist im oberen Teile des Stuhlgerüstes an zwei Stützpunkten so aufgehängt, daß sie freischwebend, in beinahe senkrechter Stellung zwischen den Schäften und dem

Brustbaum ruht und sich durch Anwendung geringer Kraft pendelartig hin und herbewegen läßt. Das untere Verbindungsstück des Rahmens ist außerordentlich kräftig gehalten. Man nennt es den Ladenbaum. Die Kette liegt stets über diesem. Auf dem Ladenbaum ist nun ein Kamm aufgesetzt, das Blatt. Durch seine Zähne — ihre Zahl wird nach der Art des Gewebes verschieden bemessen — werden die einzelnen Kettfäden hindurchgezogen. Wird die Lade nach dem Einschießen vom Weber nach dem Körper zu gezogen, so drücken die einzelnen Zähne des Blattes den eben eingeschossenen Faden an die schon fertige Ware heran: Anschlagen des Schusses.

Zur Erleichterung des Einschießens ist noch folgende Einrichtung getroffen. Der Ladenbaum ist nach dem Weber zu durch ein glattes Brett verbreitert. Seine glatte Oberfläche, auf die zwar das untere Fach zu liegen kommt, bildet die Bahn für den mit Rollen versehenen Schützen. Auf dieser wurde der Schützen durch die Hand des Webers hin- und hergeworfen, bis diese primitive Art der Schützenbewegung nach und nach durch ein sogenanntes Schnellzeug ersetzt wurde, das 1733 ein schottischer Weber, John Kay, erfunden hatte. Seitdem ist die Weblade auf beiden Seiten mit den sog. Schützenkästen versehen. In diesen sind in Nuten verschiebbare Klötzchen angebracht, die Treiber oder Schneller. Beide sind durch eine Schnur verbunden, die über eine Rolle läuft; ein Handgriff ist seinerseits mit den Mitten der beiden Schnurenhälften verbunden und hängt ungefähr in Kopfhöhe des Webers. Zieht der Weber mit kurzem, energischen Ruck diesen Handgriff nach der einen Seite, so wird der Schützen aus dem Kasten auf der anderen Seite durch den Treiber herausgeschnellt und durch das Fach in den andern Schützenkasten geworfen.

Außer diesen beschriebenen Hauptteilen gibt es am Handwebstuhl noch eine Reihe besonderer Vorrichtungen, die die Webarbeit erleichtern sollen. Dazu gehören ein sogenannter Regulator, der selbsttätig bei jedem Anschlag die fertige Ware auf den Warenbaum aufrollt, die Sperrute, die die Kette in gewünschter Breite erhält und ähnliche Vorrichtungen.

Es ist nicht leicht, in wenigen Sätzen den Bau und die Teile des Webstuhls ohne Zuhilfenahme einer Zeichnung kurz und genau zu beschreiben. Das Wesentliche ist, daß der Webstuhl den Webvorgang, das Verflechten zweier Fadensysteme, wie wir es nannten, in drei Teile auflöst: das Zerlegen der ausgespannten Kette in zwei Fächer, das Einbringen und das Anschlagen des Schußfadens. Die Arbeit des Webers besteht also immer aus drei Operationen, die unaufhörlich aufeinanderfolgen. Der Weber tritt mit einem Fuße einen Tritt nieder und öffnet dadurch das Fach, er reißt mit der

rechten Hand am Schnellzeug und wirft den Schützen durch das geöffnete Fach, er zieht mit dem linken Arm die Lade soweit als möglich nach vorn und schlägt den eingeschossenen Faden an. Dann beginnt seine Arbeit in derselben Reihenfolge von neuem. (Das Niedertreten des zweiten Trittes erfolgt meist schon während des Anschlagens. Es wird dadurch eine bessere Bindung erreicht.)

Man sieht: die Webarbeit ist eine durchaus mechanische Tätigkeit, die Beine und Arme des Webers den ganzen Tag in gleichmäßiger Bewegung erhält. Wir, die wir im Maschinenzeitalter leben, verstehen ohne weiteres, daß es eine leichte Aufgabe für die Technik sein mußte, diese drei Bewegungen durch mechanische Kraft ausführen zu lassen und die menschliche Muskelkraft dadurch von einer eintönigen Betätigung loszumachen, sobald man es nur überhaupt verstand, größere mechanische Kräfte zu gewinnen und billig zu beschaffen.

Der erste, der diesen Gedanken faßte, war ein englischer Geistlicher, Edmund Cartwright. Er versuchte im Jahre 1784, ohne die geringsten technischen Vorkenntnisse, einen mechanischen Webstuhl zu konstruieren, angeregt durch eine Unterhaltung mit Großkaufleuten aus Manchester, die über den Mangel an Arbeitskräften in der Baumwollweberei klagten[1].

Nach seiner Beschreibung war seine Maschine ein Webstuhl, bei dem die Kette senkrecht aufgespannt wurde. Das Blatt fiel, wie er sagt, mit dem Gewichte von einem halben Zentner herab. Der mechanische Stuhl erforderte die Kraft zweier Männer. Cartwright ließ sich sofort ein Patent auf seine Erfindung geben (vom 4. April 1785). Erst dann sah er sich zum ersten Male einen Handwebstuhl an und war natürlich nicht gerade freudig gestimmt, wenn er mit diesem sein Ungetüm verglich.

Er ließ sich nicht abschrecken und arbeitete unausgesetzt an der Verbesserung seiner Erfindung weiter. 1787 glaubte er soweit zu sein, daß er ein eigenes Webunternehmen mit seinen Stühlen in Doncaster einrichtete. Aber er hatte keinen Erfolg damit. Sein mechanischer Webstuhl war mit dem Handwebstuhl noch nicht konkurrenzfähig. Cartwright hatte dabei sein nicht unbedeutendes Vermögen verloren; das englische Parlament hat ihm für sein Mißgeschick hochherzig eine Entschädigung von 200 000 Mark bewilligt.

Viele Erfinder versuchten sich im Laufe der 1790 er Jahre an dem Problem, alle ohne endgültigen Erfolg. Zwei Hauptmängel waren es, welche die damals konstruierten mechanischen Stühle für die Praxis unanwendbar machten, Nebensachen,

---

[1] Baines, History of the cotton manufacture in Great Britain, S. 229.

denn das Prinzip Cartwrights war durchaus richtig. Der Stuhl mußte zu oft zum Stillstehen gebracht werden, weil man gezwungen war, das abgewickelte Stück Kette wie beim Handstuhl zu schlichten. Weiter fehlte ein selbsttätiger Regulator, der die fertiggestellte Ware mechanisch auf dem Warenbaum aufwickelte.

Dem zuerst erwähnten Übelstande wurde 1803 durch die Konstruktion einer Schlichtmaschine begegnet, mit deren Hilfe die Kette vor dem Einbringen des Kettenbaums in den Webstuhl geschlichtet werden kann. Der Webprozeß kann seitdem ohne Unterbrechung von statten gehen. Erst nach dieser Erfindung gelang es einem Baumwollfabrikanten aus Stockport, Mr. Horrocks in jahrelangen Versuchen und nach wiederholten Verbesserungen einen wirklich brauchbaren mechanischen Webstuhl herzustellen, für den er 1813 ein Patent nahm [1].

Dieser Webstuhl des Mr. Horrocks stellt noch heute den Grundtypus eines jeden mechanischen Stuhl dar. Eine Unzahl Verbesserungen sind natürlich seitdem gemacht worden und haben ihm die heutige Vollkommenheit gegeben. Auch zur Herstellung der schwierigsten und kompliziertesten Mustergewebe hat man mechanische Stühle konstruiert, Jaquardstühle, deren maschinelle Funktionen ein Laie nur durch eingehende Betrachtung verstehen kann.

Es ist hier nicht möglich und auch nicht nötig, den mechanischen Webstuhl eingehend zu beschreiben. Im Gegensatz zum Handwebstuhl besteht er ganz aus Eisen; ein Hauptunterschied ist ferner, daß die Lade unten im Stuhle drehbar gelagert ist und von unten anschlägt, um Platz zu sparen und das Ganze übersichtlich zu gestalten. Im übrigen ist das Wesen der maschinellen Konstruktion dies: Von einer Transmission wird die mechanische Kraft auf eine im Stuhle horizontal gelagerte Welle geleitet. Von dieser aus wird sie durch ein ganzes System von Rädern, Exzenterscheiben, Kurbelstangen und Hebeln auf die einzelnen mechanischen Vorrichtungen verteilt und es damit erreicht, daß das Webfach mechanisch geöffnet, der Schützen mit dem Schußfaden durch dieses hindurchgeschnellt und der eingebrachte Schußfaden durch die Lade angeschlagen wird, und zwar alles in der richtigen regelmäßigen Reihenfolge des Webvorganges.

Eine mechanische Weberei mit Dampfbetrieb zeigt somit die Grundgedanken der modernen Maschinentechnik, die ein hervorragender Techniker [2] kürzlich so formulierte: „Die Entwicklung der Maschinentechnik läßt sich schließlich zurückführen auf drei Grundgedanken:

[1] Baines a. a. O., S. 234.

[2] Prof. Kammerer, Über den Einfluß des technischen Fortschrittes auf die Produktivität, Schr. d. V. f. Soz.Pol., Bd. 132, S. 396.

1. Kraftgewinnung,
2. Kraftverteilung,
3. Werkzeugbewegung durch Naturkraft,"

In einer mechanischen Weberei mit Dampfbetrieb wird durch den chemischen Prozeß des Verbrennens von Kohle zunächst Wärme erzeugt und diese mit Hilfe der Dampfmaschine in mechanische Arbeit verwandelt. Durch ein System von Wellenleitungen oder durch Umformung in elektrische Energie wird die gewonnene Kraft auf die Anlage verteilt und dem Werkzeug zugeführt. Indem sie dieses in Bewegung setzt und zur Maschine macht, geht sie endlich in Formveränderung über.

In welchem Umfange wird nun durch den mechanischen Webstuhl die technische Produktivität der Webarbeit gesteigert, d. h., wieviel Ware kann ein Weber auf dem Maschinenstuhl in derselben Arbeitszeit mehr herstellen als mit dem alten Handwebstuhl?

Wir wollen versuchen, an einem Beispiel die Steigerung der Produktivität zu verfolgen[1]. Nehmen wir an, es handele sich um die Herstellung eines gewöhnlichen Kattuns, das ist ein glattes Baumwollgewebe mit einer Breite von etwa 80 cm. Es habe 20 Kett- und Schußfäden auf 1 cm und zwar als Kette Garn Nr. 18 (englisch), als Schußgarn Nr. 22 (englisch).

Beim Handwebstuhl muß der Weber selbst sein Werkzeug in Bewegung setzen und die drei typischen Bewegungen vornehmen: treten, einschießen, anschlagen. Er kann hierbei keine allzu rasche Aufeinanderfolge erzielen. Ein Weber mit mittlerer Geschicklichkeit wird in der Minute etwa 60—70 mal einschießen, wie es von mir selbst noch bei verschiedenen Handwebern beobachtet wurde. Bei 60 Schützenschlägen in der Minute legt er also 60 Fäden in die Kette ein und stellt bei 20 Fäden auf 1 cm in dieser Zeit also 3 cm Gewebe her, in einer Stunde demnach 1,8 m, an einem Arbeitstage von 11 Stunden 19,8 m. Von dieser Gesamtleistung sind durchschnittlich 25 % abzuziehen, die durch Stillstand infolge Reißens von Schuß- und Kettfäden sowie durch Einsetzen neuer Spulen in den Schützen verloren gehen. Dazu kommt noch der Arbeitsverlust, der dadurch entsteht, daß nach kurzer Zeit das abgewickelte Stück Kette geschlichtet werden muß. Nehmen wir ihn zu 10 % an, so sind von der obigen Gesamtleistung 35 %, im ganzen 6,8 m abzuziehen: ein Handweber fertigt an einem Tage also etwa 12 m Kattun.

Bei einem mechanischen Webstuhl sind bei unserem Gewebe ohne Stillstände 220—240 Schützenbewegungen in der Minute sehr wohl möglich — v. Schulze-Gävernitz konstatierte schon 1891 in England 240[2]. Nehmen wir nur 230 an, so fertigt

[1] Siehe auch Müller a. a. O., S. 728.
[2] v. Schulze-Gävernitz, Der Großbetrieb, S. 142.

der mechanische Stuhl in der Minute 11,5 cm Gewebe, in der Stunde 6,9 m, an einem elfstündigen Arbeitstage 75,9 m; davon sind für Stillstände wieder 25 % in Abzug zu bringen, d. h. 19 m. Die Leistung eines mechanischen Stuhls ist also rund 67 m an einem elfstündigen Arbeitstage und $5^1/_2$ mal höher als die eines gewöhnlichen Handwebstuhls.

Ein Maschinenweber kann aber nicht nur einen, sondern mehrere Webstühle bedienen, 2, 3 und 4 bei solch einfacher Ware, wie hier angenommen wird. — In Amerika wird von Männern sogar die Bedienung von 6—8 Stühlen erreicht[1]. — Die technische Leistungsfähigkeit steigert sich dadurch zwar nicht auf das 2, 3, 4 oder gar 6—8fache der Menge, welche der Weber mit der Bedienung eines einzelnen Stuhles erreicht; denn er kann mehrere Stühle einmal nicht mit derselben Geschwindigkeit, wie einen einzelnen laufen lassen, und es treten weitere Verluste ein, wenn die Stühle gleichzeitig zum Stillstand kommen. Die Produktion eines Maschinenwebers mit 2, 3, 4 oder 6—8 Stühlen steigt etwa auf das 8, 12, 15, ja bis auf das über 20 bis 30fache der eines Handwebers. Will man versuchen, eine Durchschnittsziffer für die gesteigerte Produktivität aufzustellen, so wird man sagen können: ein heutiger mittlerer Maschinenweber stellt in derselben Arbeitszeit das 15—16fache an Kattun her, was vor 100 Jahren ein Handweber herstellen konnte. Dazu braucht er für 5—6 Stühle nur eine einzige Pferdekraft, die in der mittleren Weberei mit 3—400 Pferdekräften für eine zehnstündige Arbeitszeit etwa 30 Pfg. kostet, d. h. das Bewegen eines mechanischen Stuhles erfordert an einem solchen Arbeitstage 5—6 Pfg. Aufwand[2].

Diese Angaben beziehen sich alle auf den gewöhnlichen Maschinenstuhl, bei dem der Weber darauf zu sehen hat, ob nicht ein Kettenfaden gerissen ist und bei dem er in den Schützen mit der Hand eine neue Spule einsetzen muß. Man hat nun neuerdings Webstühle konstruiert, die die Arbeit des Webers noch weiter verringern. Es sind dies die sog. automatischen Webstühle[3], zuerst von einem Engländer Northrop Mitte der 1890er Jahre hergestellt. Sie beruhen darauf, daß der Mechanismus das Ersetzen einer abgelaufenen Spule durch eine frische aus einem drehbaren Revolverkasten selbst ausführt. Außerdem ist ein sog. Kettenwächter angebracht, der beim Reißen eines Kettfadens den Stuhl von selbst zum Stillstand bringt, während bei den gewöhnlichen Stühlen nur ein Reißen der Schußfäden den Stuhl stillstehen läßt. Die Arbeit des Webers ist bei automatischen Stühlen darauf beschränkt,

[1] Schönhof, The economy of high wages, S. 238 (Baumwollweber in Lowell, Mass. 1891).
[2] Müller a. a. O., S. 715.
[3] Chapman, The cotton industry and trade, S. 30 ff.

den Spulenkasten immer gefüllt zu halten, stehenbleibende Stühle wieder in Gang zu bringen und den ganzen Mechanismus auf sonstige Unregelmäßigkeiten hin zu überwachen. Diese Stühle sind zuerst von Amerika mit großer Schnelligkeit aufgenommen worden, langsamer von England und Deutschland. Ein Arbeiter kann, unterstützt von einem Spulenzuträger, je nach Geschicklichkeit 12, ja 15—16 Stühle bedienen. Man kann daraus auf eine mögliche Produktionssteigerung auf das 40, 50 bis höchstens 70 fache schließen. Wenn der amerikanische Zensus vom Jahre 1890 eine Steigerung der Produktivität bis zum 106 fachen bei Sheetings [1] angibt, so ist das günstigenfalls theoretische Annahme und wahrscheinlich amerikanische Übertreibung.

Diese ganzen Darlegungen beziehen sich, das muß nochmals betont werden, auf ein ganz bestimmtes Gewebe, nämlich gewöhnlichen Kattun. Bei diesem einfachen Gewebe ist die maschinelle Technik am besten anwendbar. Die Produktionssteigerung erreicht dabei das Maximum. Sie wird sofort niedriger, wenn es sich darum handelt, Feingarngewebe oder buntgewebte Waren oder Waren mit schwierigen Mustern herzustellen. Hier ist nur bei mehr oder weniger geringerer Stuhlgeschwindigkeit die Höchstleistung erreichbar, der einzelne Weber ist nicht imstande, eine sehr große Anzahl von Stühlen zu bedienen; bei breiten Jaquardstühlen und komplizierten Mustern kann er z. B. nur einen Stuhl bedienen, da er die Musterbildung unausgesetzt verfolgen muß. — Für England, wo die Roh- und Feingarnweberei vorherrscht, die Buntweberei zurücksteht, wird folgende Tabelle [1] der Produktionssteigerung aufgestellt:

Produktion

Jahre	eines Webstuhls im Jahre engl. Pfd.	eines Arbeiters im Jahre engl. Pfd.	durchschnittliche Wochenlöhne sh.	d.	Arbeitskosten für 1 Pfd. engl. d.
1829—1831	470	521	9	6	9,00
1844—1846	1234	1681	10	—	3,50
1859—1861	1627	3206	11	10	2,90
1880—1882	1806	4039	15	—	2,30
1891—1893	1866	3972	16	6	2,59

Es wird also für die englische Baumwollweberei die Steigerung der Produktivität auf etwa 8—10 geschätzt. Dabei ist jedoch zu beachten, daß die hergestellten Waren feiner geworden sind.

---

[1] Erwähnt bei Ballod, Produktivität der industriellen Arbeit, Jahrb. f. Ges.Geb., Verw. u. Volksw. 1910, S. 724.

[2] Chapman a. a. O., S. 36.

In der Oberlausitz handelt es sich stets um die Herstellung von buntgewebten Waren. Northrop-Stühle sind hier nur in ganz beschränktem Maße anwendbar — es gibt im ganzen nicht mehr als 50 bis 60 —, die gewöhnlichen Stühle müssen langsamer laufen. Die Produktionssteigerung ist immerhin noch bedeutend. Wir werden versuchen, sie an einer vergleichbaren Ware festzustellen, und werden dabei die Folgen klarlegen, die sich daraus für die wirtschaftliche Lage der Arbeiter ergeben haben. Die eben angeführte Tabelle zeigt schon, daß die Arbeitsverdienste natürlich nicht in gleichem Maße wie die technische Produktivität gestiegen sind. Auch diese Frage wird für die Oberlausitzer Verhältnisse eingehend zu prüfen sein.

Wir schließen diese technischen Betrachtungen, indem wir darauf hinweisen, daß neben dem Webstuhl auch die übrige Technik der Weberei gänzlich umgestaltet worden ist. Die moderne Maschinentechnik ist soweit als möglich durchgeführt, für die Vorbereitungsarbeiten, also Spulerei, Zwirnerei, Schererei, Schlichterei, Färberei, wie für die Appretur. Diese Verbesserungen sind zumeist erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewonnen worden. Zu ihnen gehört nicht zuletzt die moderne chemische Technik der Färberei, die für die Oberlausitzer Buntweberei ungeahnte Fortschritte ermöglicht hat.

3. Die Zeit des ersten Eindringens und des langsamen Sieges der neuen Technik (1860—1890).

Im Jahre 1860 stand die Oberlausitzer Baumwollweberei noch durchaus vor der schweren Aufgabe, sich die neue Technik anzueignen. Es handelte sich also für sie darum, mechanische Kräfte zu gewinnen und mit ihrer Hilfe den ganzen Webereiprozeß umzugestalten. Man muß sich bei Betrachtung der damaligen Verhältnisse der Tatsache erinnern, daß der mechanische Webstuhl in jener Zeit noch nicht die Überlegenheit über den Handwebstuhl erreicht hatte, die er heute besitzt. Ein Handweber war nicht ohne weiteres imstande, zwei oder noch mehr mechanische Stühle zu bedienen, außerdem waren diese noch nicht vollkommen genug, um sie mit derselben Geschwindigkeit laufen lassen zu können wie heute. Immerhin wird man für die Oberlausitzer Verhältnisse sagen können, daß ein Weber nach einiger Zeit des Anlernens die $2^1/_2$ bis 3 fache Produktivität erreichen konnte.

Nur mit Mühe vermochte sich die Handweberei gegen die Konkurrenz der Maschinenarbeit zu halten, und nur dadurch, daß die Löhne außerordentlich niedrige waren. „Fleißige, Weber verdienen, je nach ihrer Geschicklichkeit, bei Herstellung von buntem Köper wöchentlich $1^3/_4$ bis 3 Taler, aber einschließlich eines Gehilfen, der das Treiben, Spulen, Scheren der Kette zu besorgen hat“ [1]. Und doch gab es in der Oberlausitz 1862 erst 368 mechanische Stühle. Es bestand damals eine Kattunweberei mit 360 Stühlen in Kunersdorf bei Bernstadt, die aber unter den schwierigsten Verhältnissen arbeitete und zu keiner Blüte gelangte, vielmehr 1873 völlig zusammenbrach. Die übrigen 8 Stühle hatte ein Fabrikant nach und nach aufgestellt. Es war ein erster Versuch, mit mechanischen Stühlen buntgewebte Waren herzustellen.

Vergegenwärtigen wir uns diesem Stande der Dinge gegenüber die Entwicklung, welche die mechanische Baumwollweberei in England erreicht hatte. Dort waren im Gange:

[1] Bericht 1862/63, S. 39.

1829—31	225 000	Handstühle
	80 000	Kraftstühle
1844—46	60 000	Handstühle
	225 000	Kraftstühle
1859—61	400 000	Kraftstühle[1].

Die maschinelle Technik hatte also in England schon vollständig gesiegt, die Handweberei war verschwunden oder wenigstens soweit verdrängt, daß sie nicht mehr des Erwähnens wert war. In dem damals noch französischen Oberelsaß[2] gab es 1861 schon 24 320 mechanische und nur noch etwa 5000 Handwebstühle. In Belgien bestanden um Courtray und Tournay große mechanische Baumwollwebereien, die Rock- und Hosenzeuge herstellten und auf dem Weltmarkte dem Oberlausitzer Handweber starke Konkurrenz machten[3]. Auch die niederrheinische Baumwollweberei in und um München-Gladbach war in den Jahren 1856 bis 1861 mit außerordentlicher Schnelligkeit zum mechanischen Betriebe übergegangen[4].

Man fragt sich, warum diesen raschen Fortschritten gegenüber die Baumwollweberei der Oberlausitz auf dem technischen Stande der Handweberei stehen geblieben war. Mag es auch schwer sein, eine alte Art der Produktion und eine Arbeitsverfassung aufzugeben, mit der man wohl vertraut ist, so finden sich doch stets unternehmende Leute, die das Neue durchzuführen und sich dadurch einen Platz an der Sonne zu sichern wissen. An fortschrittlichem Geiste fehlte es in der Oberlausitz gewiß nicht. Die Gründe für die damaligen Zustände liegen tiefer; denn auch in ganz Sachsen war die Weberei „noch wenig über die Anfänge des Übergangs in den eigentlichen Fabrikbetrieb hinaus", sagt Dr. Engel, der Leiter des damaligen Statistischen Bureaus im Königl. Sächsischen Ministerium des Innern in einem Aufsatze „Beiträge zur Statistik der mit mechanischen Mitteln in geschlossenen Etablissements betriebenen Industriezweige Sachsens im Jahre 1861"[5].

Wir können zwei Reihen von schwerwiegenden Ursachen feststellen, die den damaligen Zustand der Oberlausitzer wie der sächsischen Baumwollweberei herbeigeführt hatten:

1. eine allgemeinere. Damit meinen wir die volks- und weltwirtschaftliche Entwicklung der Baumwollindustrie und im besonderen der Weberei seit 1750 überhaupt. Sie hatte dazu geführt, daß die sächsische und die Oberlausitzer Baumwollweberei zu einem Fabrikationszweige, nämlich der Buntweberei

---

[1] Chapman a. a. O., S. 36.
[2] Herkner, Die Oberelsässische Baumwollindustrie, S. 87.
[3] Bericht 1862/63, S. 41.
[4] Dilthey, Geschichte der niederrheinischen Baumwollindustrie, S. 31.
[5] Z. d. Kgl. Sächs. Stat. B. 1863, S. 20.

hatte übergehen müssen, die erst seit Ende der 1840 er Jahre der neuen Technik zugänglich wurde;

2. eine besondere. Hierbei kommt die ungünstige Lage der sächsischen wie Oberlausitzer Handweberdistrikte in Frage, die, im Berg- und Hügellande liegend, keine Kohlenlager in nächster Nähe, nur geringe Wasserkräfte hatten und bisher ohne direkte Eisenbahnverbindungen geblieben waren.

Beiden Ursachen liegen natürlich allgemeine volkswirtschaftliche Entwicklungserscheinungen zugrunde. Erst wenn wir sie in ihrer Gesamtheit kennen, verstehen wir die besondere Lage der Oberlausitzer Baumwollweberei, und vermögen wir es, ihre Entwicklung zum Großbetrieb in kausalen Zusammenhang mit dem historisch Gewordenen zu bringen. Gehen wir dabei von der Entwicklung der modernen Baumwollindustrie aus.

Warum hat gerade England die moderne Technik der Baumwollspinnerei und -weberei geschaffen und nicht etwa Deutschland, das, wie bekannt, im 16. Jahrhundert[1] in Süddeutschland, hauptsächlich in und um Augsburg und Ulm, eine blühende Weberei von baumwollenem Barchent besaß, und das diese Waren in ziemlichen Mengen nach England ausführte? Die Engländer sind sicherlich ein zielbewußterer Menschenschlag als die Deutschen, aber mit Recht lehnt Hobson[2], selbst Engländer, die heroische Theorie der Erfindung ab, die dahin gehe, daß die Erfindung urplötzlich aus dem Gehirn eines Menschen entspränge und dann eine rasche Umwälzung in dem betroffenen Produktionszweige hervorbringe. Das Wesentliche für die Entwicklung der englischen Baumwollindustrie war nicht, daß in England zum ersten Mal der rechnende kaufmännische Geist sich herausbildete, daß in England persönliche Freiheit und die Sicherheit des Eigentums besser gewahrt waren als auf dem Kontinent, daß die alte gebundene gewerbliche Verfassung schon überwunden war[3] — diese hat es in der Oberlausitzer Hausweberei auch nie gegeben —, sondern das Wesentliche war, daß England infolge seiner insularen Lage und seiner inneren Geschlossenheit im 17. und 18. Jahrhundert die herrschende Kolonialmacht gegenüber Spanien, Portugal, den Niederlanden und Frankreich geworden war. Es besaß nicht nur durch seine günstigen Verkehrsverhältnisse auf Wasserwegen den besten inneren Markt, der unter damaligen Verhältnissen möglich war, sondern es errang sich durch seinen siegreich durchgeführten politischen Machtkampf auch den besten äußeren[4]. Durch die einträg-

[1] Oppel, Die Baumwolle usw., S. 218.
[2] Hobson, The evolution of modern capitalism, a study of machine produktion, S. 79.
[3] v. Schultze-Gävernitz a. a. O., S. 267.
[4] Toynbee, Lectures on the industrial revolution, S. 57 und 91.

liche Vermittlung des größten Teiles allen Kolonialwarenhandels nahm sein Wohlstand zu. In seinem kolonialen Besitz lernte es die Verwendung der Baumwolle zu Bekleidungszwecken kennen. Die ostindische Kompanie[1] war es, welche zuerst die alte Welt mit ganz aus Baumwolle gewebten, feingarnigen Kleidungsstücken bekannt machte, den Musselins und Kalikos. Diese bunten gedruckten Gewebe waren billig und fanden in ihrer ganz neuen Art als Frauen- und Kinderkleidung solchen Beifall — auch bei den ersten Gesellschaftskreisen — daß man eine schwere Schädigung der Wollindustrie befürchtete, die damals die gewerbliche Bedeutung Englands ausmachte. Man verbot die Einfuhr der Kattune (1700). Sie wurden darauf in England selbst hergestellt. Das Parlament verbot 1720 den Verkauf von Geweben aus baumwollenem Garn. Aber die Verwendung von Baumwolle für menschliche Zwecke ließ sich durch gesetzgeberische Maßregeln nicht aufhalten; der Wille der Frauen, heißt es, in ihrer Leidenschaft für ihre Mode war zu stark. Seit 1736 erlaubte das Parlament stillschweigend die Fabrikation von baumwollenen Geweben, die auch ohnehin, wie der Schmuggel mit indischen Kattunen, nicht aufgehört hatte. Geradezu beseelt vom Geiste merkantilistischer Machtpolitik wirft England sich jetzt auf die Baumwollfabrikation.

„Die den volkswirtschaftlichen Körper bewegende Kraft ist die Nachfrage, nicht die Vollkommenheit des technischen Prozesses“[2]. Wie richtig dieser Satz ist, und daß nicht der technische Prozeß die Nachfrage schafft, zeigt die Entstehungsgeschichte der modernen textilindustriellen Technik. Nicht für die Verarbeitung der Wolle wurde die Kardier-, die Spinnmaschine geschaffen, der mechanische Webstuhl erfunden, sondern für die Verarbeitung der Baumwolle, die im Vergleich zu jener auch zwischen 1750 und 1790[3] noch unbedeutend war. Aber der Begehr nach Baumwolle war in raschem Vordringen. „Der Weber drängte beständig den Spinner“[4]. Daraufhin konstruierte Hargreaves seine Spinnmaschine „Jenny“. Hierdurch stieg der Verbrauch an Baumwolle. Die bisherige Methode des Kardierens mit der Hand erwies sich als völlig unzureichend. 1772—1774 wird die von Lewis Paul 1748 zum ersten Male im Prinzip konstruierte Kardiermaschine hauptsächlich durch Arkwright soweit verbessert, daß sie praktisch anwendbar wurde. Das mit der „Jenny“ gesponnene Garn war als Kette nicht verwendbar, das Leinengarn reichte nicht aus und war teuer. Daraufhin

[1] Baines a. a. O., S. 77—81..
[2] Hasbach, Zur Charakteristik der englischen Industrie, Jahrb. f. Ges.Geb., Verw. u. Volksw. 1902, S. 49.
[3] Toynbee a. a. O., S. 48.
[4] Baines a. a. O., S. 115.

baute Arkwright 1768 seine Waterspinnmaschine (Waterframe). Das Verlangen nach immer feinerem Garn führte endlich zur Vollendung der Spinnmaschine in der Mulemaschine Cromptons. Nunmehr begann es an Webern zu fehlen, und wie Cartwright dadurch 1784 auf den Gedanken kam, einen mechanischen Webstuhl zu konstruieren, ist schon berichtet worden[1]. „Die ganze Bewegung", sagt Hobson[2], dem wir diesen Gedankengang entnehmen, „ist zurückzuführen auf das allgemeine Gesetz von Angebot und Nachfrage, verstärkt durch gewöhnliche wirtschaftliche Motive", wobei, müßte er hinzufügen, der technische Fortschritt immer nur vom Einzelnen geschaffen werden kann.

Wenn auch der mechanische Webstuhl erst in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts anwendbar wurde, so war doch das Ergebnis der ganzen angedeuteten Entwicklung, daß England hauptsächlich auf Grund seiner günstigen natürlichen Verhältnisse die moderne Technik der Baumwollindustrie schuf und von Anfang an die industrielle Überlegenheit in ganz Westeuropa erreichte.

Die Entwicklung der Baumwollindustrie in Deutschland vollzog sich unter ganz anderen Bedingungen. A. König weist in seiner zitierten Untersuchung nach, daß die gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Westsachsen entstandene Baumwollspinnerei und Weberei sich schon damals nur mit Mühe gegen die überlegene englische Konkurrenz behaupten konnte. Die Zeit der Kontinentalsperre war für sie günstig, die gequälten Baumwollindustrien des Kontinents erholten sich einigermaßen. Damals begann man auch, wie wir darlegten, in der Oberlausitz Baumwolle zu verweben.

Mit dem Sturze Napoleons war es mit diesen künstlichen günstigen Bedingungen zu Ende. Die einzelnen deutschen Staaten waren, wie vor 1806, ohne genügenden handelspolitischen Schutz nach außen, im Innern durch eine Reihe von Zollschranken getrennt. Die ungeheueren Opfer, die Deutschland an Gut und Blut hatte bringen müssen, hatten die Volkswirtschaft arm gemacht. Die Stadt Zittau z. B., die vor den Napoleonischen Kriegen durch ihren Handel, durch den Besitz zahlreicher Dörfer und der Gebirgswaldungen in der Nähe eine der reichsten Städte Sachsens war und in ihrer Handelsbedeutung gleich nach Leipzig und Dresden genannt wurde, war durch die unaufhörlichen Kriegskontributionen schwer verschuldet, ihre Kaufmannshäuser durch Zusammenbruch des überseeischen Leinwandhandels zum Teil selbst zusammengebrochen.

England dagegen hatte zwar seinen bedeutenden Handel

[1] Siehe oben S. 25.
[2] Hobson a. a. O., S. 81.

nach dem Festlande großenteils eingebüßt, aber im Besitze der unumschränkten Herrschaft auf dem Meere behielt es seinen alten kolonialen Markt und riß die überseeischen Märkte der festländischen Gewerbe an sich. Im Innern war die wirtschaftliche Betätigung durch direkte kriegerische Gefahren ungehindert. Immerhin tritt durch das Fehlen der festländischen Märkte eine Überproduktion ein. In der Baumwollweberei hatte die Überspekulation schon vor dem Kriege angefangen, sich geltend zu machen. Während der Kontinentalsperre verschärfte sie sich, und die Folge war, daß schon lange vor der eigentlichen Einführung des mechanischen Webstuhles die Preise für die Webarbeit unaufhaltsam sanken. Es wurde in Bolton Stücklohn bezahlt für das Weben eines 6/4 breiten 60 gängigen Cambrics, 120 Schuß auf 1 Zoll (51½ auf 1 cm):

1795 . . .	33 sh 3 d	1808 . . .	15 sh — d
1800 . . .	25 sh — d	1812 . . .	14 sh — d
1805 . . .	25 sh — d	1817 . . .	9 sh — d[1]

Nach Beendigung der Napoleonischen Kriege war deshalb England in der Lage, den Kontinent mit billigen Baumwollwaren zu überschwemmen. Im Jahre 1814 gingen allein für 21 654 000 Taler englische Baumwollgewebe nach Deutschland[2]. Die deutsche Baumwollweberei konnte sich nur mühsam gegen die englische Konkurrenz behaupten, der deutsche Baumwollweber mußte sich zu niedrigen Löhnen herabzwingen lassen. Dazu kam, daß England 1815 die Korneinfuhr verbot, wenn der Quarter Weizen nicht den Preis von 80 sh erreichte. Das hemmte die Ausfuhr des bedeutendsten Erzeugnisses Norddeutschlands[3]. Die landwirtschaftliche Krisis der Jahre 1820 bis 1825 traf die Gewerbe mit schwerer Wucht. Kurz, die ganze deutsche Volkswirtschaft erlebte in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts eine ganz allgemeine Zeit wirtschaftlicher Stockung, die erst seit 1830 nach und nach einem allmählichen Aufsteigen Platz machte[4].

Unterdessen war in England der mechanische Webstuhl mit zielbewußtem Eifer und in der Hoffnung auf große Gewinne vervollkommnet worden und war zum Weben glatter Kattune durchaus geeignet. Mit außerordentlicher Schnelligkeit wurde er für das Gebiet der sog. Rohgarnweberei angenommen. Es gingen:

1820	14 150
1829	55 500
1833	100 000 mechanische Webstühle[5].

[1] Baines a. a. O., S. 489.
[2] Eheberg, Einleitung zur 7. Aufl. von Fr. List, System der Politischen Ökonomie, S. 7.
[3] Ebenda.
[4] Schmoller, Grundriß, 2. Bd., S. 482.
[5] Baines a. a. a. O, S. 237.

Die deutsche Baumwollweberei konnte nicht nachfolgen. „Für die Fabrikation von Massenartikeln fehlte es in Sachsen an Kapital und an billigen Motoren“ [1]. An Kapital natürlich, weil bei dem ganzen krisenhaften Zustande der Volkswirtschaft die Kapitalbildung nur langsam vor sich ging — neues Kapital bildet sich am raschesten, wenn hohe Unternehmergewinne möglich sind —, an billigen Motoren fehlte es, weil die sächsischen Weberdistrikte nicht wie in Lancashire oder bei Glasgow neben und auf Kohlenfeldern lagen, und der Eisenbahnbau eben erst begann. Von der Oberlausitzer Handweberei heißt es 1833: „Der Arbeiterlohn ist wegen Mangel an Absatz jetzt sehr gering“ [2]. Es war nicht länger möglich, bei der Herstellung von glatten Geweben zu verbleiben, wenn der Hausweber nicht hungern wollte. Die Oberlausitzer wie die sächsische Baumwollweberei gingen daher zur Fabrikation von buntgewebten Waren über. Ihre Herstellung war bis in die 1830er und 40er Jahre auf dem mechanischen Stuhle mit Erfolg gegenüber der alten Technik nicht möglich. Die automatische Wechsellade, durch die nach bestimmter Schußzahl der mechanische Stuhl selbsttätig einen andern Schützen mit der Spule von gewünschter Farbe zum Einschießen vor das Schnellzeug bringt, wurde erst Ende der 40er Jahre mit der nötigen Vollkommenheit konstruiert. Bei dem gewöhnlichen mechanischen Webstuhl hätte man den Stuhl zum Stillstand bringen und das Auswechseln der Schützen mit der Hand vornehmen müssen. So wurde die Buntweberei für den Oberlausitzer Handweber die Rettung. Ein Handweber verdiente Anfang der 50er Jahre mit der Anfertigung von Kattun kaum 70—80 Pfg. täglich, während er bei der neuen Art von Gewebe wenigstens auf 100 bis 110 Pfg. kam [3]. „Viele Tausend Stühle“, sagt der Handelskammerbericht 1862/63 [4], „waren bis vor 15 Jahren noch mit der Herstellung von Kattun beschäftigt. Jetzt ist die Kattunweberei fast auf nichts reduziert“. Seitdem wurden hauptsächlich zwei Arten buntgewebter Waren hergestellt: baumwollene Rock- und Hosenstoffe und buntgewebte griechische Köper, daneben sog. Schecken und bunte Bettzeuge, die bisher leinen waren und jetzt mit Baumwolle vermischt verfertigt wurden.

Die Oberlausitzer Baumwollweberei blieb noch reichlich zwei Jahrzehnte Hausweberei mit allen ihren günstigen und ungünstigen Folgen. Sie war hierzu mit unbedingter Notwendigkeit durch den Gang der historischen Entwicklung ge-

[1] Z. d. Kgl. Sächs. Stat.B. 1861, S. 36.
[2] Mitt. d. Stat. V. im Kgr. Sachsen, Heft 3 (1833), S. 17.
[3] v. Schlieben, Untersuchungen über das Einkommen und die Lebenshaltung der Handweber im Bezirke der Amtshauptmannschaft Zittau. Z. d. Kgl. Sächs. Stat. B. 1885, S. 167 f.
[4] a. a. O., S. 39.

drängt worden, den die Baumwollindustrie und das gesamte deutsche Wirtschaftslehen im Gegensatz zum englischen durchlaufen hatte und auf Grund der gegebenen Bedingungen auch nur durchlaufen konnte.

In den 40er und 50er Jahren war, wie erwähnt, der mechanische Webstuhl soweit vervollkommnet worden, daß er mit Vorteil zur Herstellung buntgewebter Waren anwendbar wurde. Die Oberlausitzer Fabrikanten hatten das wohl erkannt. Ein Berichterstatter der Handels- und Gewerbekammer Zittau schreibt 1862[1]: „Nach und nach hat man auch begonnen, bunte Waren, d. h. also auf mehrschützigen mechanischen Stühlen herzustellen. Wenn auch die Einrichtungen hierfür nicht vollkommen sind, so sind doch schon so große Fortschritte gemacht worden, so daß es keinem Zweifel unterliegt, es werde die Buntweberei auf Kraftstühlen vielleicht schon in wenigen Jahren diejenige auf Handstühlen überflügelt haben". Während die niederrheinische Baumwollindustrie[2] in der Tat mit großer Schnelligkeit den mechanischen Betrieb für dieselben Gewebe — baumwollene Rock- und Hosenstoffe — aufnahm, während die Handweberei in der Gegend von Hof, Münchberg, Grafengehaig im Bayrischen Fichtelgebirge[3] dasselbe tat, konnte die Oberlausitzer Buntweberei ihren Konkurrenten nicht nachfolgen. Es fehlte ihr an direkten Eisenbahnverbindungen, um die Kohle, die unumgänglich nötige Kraftquelle für den mechanischen Betrieb, so billig herbeizuschaffen, daß dieser auch wirtschaftlich vorteilhaft wurde.

Die Oberlausitz besaß damals erst zwei Eisenbahnlinien. Die sächsisch-schlesische Bahn verband Dresden über Bautzen und Löbau mit Görlitz. Am 1. September 1847 eröffnet, näherte sie sich nur in Löbau bis auf 15 km dem gewerblichen Gebiete mit dem größten Teil der Baumwollweberei. Von Löbau führte seit 1848 eine Zweigbahn nach Zittau. Diese durchschnitt zwar die Mitte der südlichen Lausitz, aber in ihrer Linienführung über Herrnhut ließ sie ebenso das Zentrum der Baumwollweberei auf dem Basaltplateau von Ebersbach bis Großschönau 12—15 km abseits liegen.

Schon durch die hohen Kosten für den Bezug von Baumwollgarnen, die meist aus England kamen, und für die Beförderung der fertigen Ware nach der Küste wurde die Konkurrenzfähigkeit der Oberlausitzer Baumwollweberei erheblich eingeschränkt. Und hierbei handelte es sich noch um sehr transportfähige Güter. Um zu gleichem Preis wie England etwa nach Hamburg liefern zu können, mußte eine Webe (Stück) Baumwollware in der Oberlausitz um 15 % billiger

[1] Bericht 1862/63, S. 44.
[2] Dilthey a. a. O., S. 31.
[3] Bericht 1862/63, S. 40.

hergestellt werden. Diese 15 % betrugen nicht weniger als zwei Drittel des gezahlten Weblohnes[1]. Der Oberlausitzer Handweber mußte also seine Arbeitskraft um zwei Fünftel billiger als der englische Arbeiter verkaufen.

In der Nähe von Zittau liegen mächtige Flöze von Braunkohle, die zwar geringe Heizkraft besitzt, aber leicht zu gewinnen ist. Und in der Tat gab es in Zittau seit 1847 einige mechanische Webereien, nicht für Baumwolle, sondern für Halbwolle. 1862 waren hier 7—800 Kraftstühle im Gange. Kostete in Zittau der Zentner Braunkohle zu jener Zeit 30 Pfg., so stieg er durch den Transport mit Wagen und Geschirr bis in das Baumwollgebiet (Seifhennersdorf) auf das Doppelte, 50—60 Pf. Wollte man böhmische Braunkohle beziehen, so konnte das nur auf dem Umwege über Dresden geschehen, da die böhmische Nordbahn erst geplant wurde. Von Dresden bis Löbau kostete die Bahnfracht für einen Waggon 6 Taler (Entfernung 75 km), von Bahnhof Löbau bis nach Gersdorf (etwa 15 km) ebensoviel. Ein Zentner niederschlesischer Stückkohle kostete damals ab Schacht 47 Pfg., in Seifhennersdorf 1,17 Mk.[2]. Ohne genügende Eisenbahnverbindung war der Übergang zum mechanischen Betrieb für die Oberlausitzer Fabrikanten einfach unmöglich. Einer von ihnen hat die schwierige Lage in jener Zeit mit beredten Worten geschildert:

„Die Fabrikation muß, wie in England, Frankreich, zum Teil auch schon am Rhein und in Schlesien, zu geschlossenen Etablissements übergehen, wenn sie nicht vom großen Markt ganz verdrängt sein will. Dazu ist aber Dampfkraft erforderlich, und diese erheischt Kohle, d. h. billige Kohle. Solange jedoch Kohlen in dem betreffenden Weberdistrikt durch den gewöhnlichen Fuhrmannstransport so enorm verteuert werden, kann niemand an die Errichtung solcher Etablissements denken. Haben doch schon wegen Mangel an billigem Feuerungsmaterial mehrere Bleichen ihre Arbeit einstellen und in dieser Beziehung günstiger gelegenen Konkurrenten weichen müssen. Deshalb ertönt aus jedem Orte und Örtchen dieses Webereibezirks immer wieder der schmerzliche Ruf: ‚Eisenbahn, Eisenbahn'. Denn billige Kohlen sind hier eine Lebens- und Existenzfrage für die Gesamtheit, von dem größten Industriellen bis zum kleinsten Lohnarbeiter herab, und es wäre nur ein Akt der Gerechtigkeit, wenn dieser Ruf endlich Gehör fände." [3]

Petition auf Petition wurde in den 60er Jahren von der Handelskammer zu Zittau, den städtischen Körperschaften, den Landgemeinden, den Gewerbevereinen an die Sächsische

---

[1] Bericht 1862/63, S. 30.

[2] Ein arbeitsreiches Leben. Gedenkblätter zum 50jährigen Geschäftsjubiläum der Firma H. R. Marx in Seifhennersdorf, S. 52.

[3] Bericht 1862/63, S. 31.

Staatsregierung und die Ständekammern gerichtet und beide gebeten, den Bau der nötigen Eisenbahnen auf Staatskosten zu übernehmen. Der allgemeine Wunsch[1] ging dahin, daß die neue Bahnlinie, von der Zittau—Löbauer Strecke ausgehend, das Tal der Mandau hinaufsteigen, dann in einem großen Bogen über die Wasserscheide ins Tal der Spree hinabsteigen und an dieser entlang führen sollte, um schließlich von der Gegend von Wilthen aus den Anschluß an die sächsisch-böhmische Bahn etwa in Schandau zu erreichen. Durch diese sogenannte Südlausitzer Bahn kamen die meisten Weberdörfer an der sächsisch-böhmischen Grenze in Verbindung mit dem nordböhmischen Kohlengebiet. Wer heute diese Strecke zum ersten Male durchfährt, wird mit Staunen bemerken, daß von Zittau bis beinahe Bischofswerda, etwa 60 km, entlang der Bahnlinie die großen Dörfer ununterbrochen oder mit geringen Zwischenräumen sich aneinanderreihen.

Der Landtag stimmte in seiner Session von 1863/64 dem Regierungsantrage zu, das erste Teilstück der Südlausitzer Bahn von Zittau nach Großschönau auf Staatskosten zu erbauen und mit der Ausführung sofort zu beginnen. Zugleich sicherte die Regierung auf Antrag beider Kammern der Ständeversammlung Erörterungen über die Weiterführung zu. Die Linie Zittau—Großschönau wurde am 2. Januar 1868 in Betrieb genommen[2]. Dann aber geriet, besonders während des Kriegsjahres 1870, die Weiterführung ins Stocken. Erst in den Jahren 1871—1875 wurde die Südlausitzer Bahn soweit vollendet, daß für die Baumwollweberei die äußere Grundlage geschaffen war, die ihr, auch unter sonst günstigen Bedingungen, den Übergang zum mechanischen Betrieb überhaupt erst ermöglichte.

Die Geschichte des Oberlausitzer Eisenbahnbaues ist ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß das Staatseisenbahnsystem für Sachsen eine unbedingte soziale Notwendigkeit war und noch heute ist. Die Südlausitzer Linie erforderte in den Jahren 1873 einen Zuschuß von 1,9 %, 1874 von 2,3 %, 1875 von 1,9 % des Anlagekapitals zu den Betriebskosten; auch heute, obwohl der Verkehr in ganz außerordentlichem Maße gestiegen ist, wird eine Verzinsung des Anlagekapitals von nur 1—2 % erreicht. Je nachdem der Staat in der Lage war, früher oder später durch sein Staatsbahnsystem in dieser Weise sozial ausgleichend einzugreifen, hat sich in den abgelegenen Hausweberdistrikten der Übergang von der Handweberei zum mechanischen Betrieb früher oder später vollzogen. Dadurch aber ist zugleich die ganze wirtschaftliche Entwicklung der verschiedenen Gebiete eine andere geworden.

[1] Ebenda S. 20.
[2] Bericht 1871—1875, Teil 1, S. 455.

Einzelne unternehmende Fabrikanten, die die Zeitlage klarer erkannt hatten als ihre Zeitgenossen, hatten schon ein Jahrzehnt vor der Fertigstellung dieses Eisenbahnnetzes oft mit der Hoffnung auf baldige Besserung der Verkehrsverhältnisse und von spekulativem Geist erfüllt, die Errichtung kleiner mechanischer Webereien begonnen. Der erste Versuch, mit mechanischen Stühlen zu weben, wurde in der Oberlausitz im Jahre 1842 gemacht. Ein Fabrikant in Seifhennersdorf hatte im Verlaufe einiger Jahre, verborgen in Ballen mit englischem Baumwollgarn, nach und nach die zu etwa 20 Webstühlen nötigen Bestandteile aus England herübergeschmuggelt; denn die Ausfuhr von Maschinen für Spinnerei und Weberei aus England war bis zum Jahre 1842 verboten[1]. In einem kleinen Anbau des Fabrikantenhauses wurden die Stühle wieder zusammengesetzt und nach und nach in Betrieb gebracht. Sie sollten baumwollene Samte herstellen. Aber dem kühnen Neuerer erging es wie manchem seiner Vorgänger in England vor 25 Jahren. Die Seifhennersdorfer Handweber, sonst im allgemeinen wie alle Oberlausitzer Weber, friedliche und verträgliche Leute, befürchteten, brotlos zu werden, und gerieten von Tag zu Tag in immer größere Aufregung. Sie griffen schließlich zur Gewalt. Unter Führung des Gemeindevorstandes, eines kleinen Fabrikanten, taten sich die Furchtlosesten unter ihnen zusammen, zertrümmerten sämtliche Maschinen und Webstühle und steckten das Gebäude in Brand. Der Fabrikant wurde mit dem Tode bedroht. Die Behörden haben die Angelegenheit mit Stillschweigen übergangen[2].

Im nächsten Jahre traten Fabrikanten und die meisten Gemeindevorstände der Weberdörfer zu einer Versammlung in Ebersbach zusammen und beschlossen die Absendung einer Petition an die sächsische Regierung, sie möge Vorkehrungen treffen dahin, daß in den Zollvereinsstaaten weder die Errichtung neuer mechanischer Webereien noch das verderbliche Fortschreiten der bestehenden geduldet würde. Man wird diesen eigenartigen Akt verstehen, wenn man sich erinnert, daß damals die Kattunweberei durch die maschinelle Konkurrenz bedrängt wurde, und der Oberlausitzer Handweber kaum 60—70 Pfg. täglich verdienen konnte; denn, so hieß es in dem Beschluß weiter, nur dadurch könne dem größten Elend und vollständiger Arbeitslosigkeit vorgebeugt werden[3].

Bis zum Jahre 1855 sind seit dem ersten mißglückten

[1] Lochmüller, Zur Entwicklung der Baumwollindustrie in Deutschland, S. 15.

[2] Ein arbeitsreiches Leben, S. 26.

[3] August Weise, Geschichtsbilder von Ebersbach und Umgegend, S. 151 (nach einem Aktenstück im Gemeindearchiv von Ebersbach).

Versuche vom Jahre 1842 keine weiteren Versuche mit dem mechanischen Betriebe gemacht worden. In diesem Jahre setzte die Firma C. G. Hoffmann in Neugersdorf eine mechanische Zwirnerei zur Herstellung von verschiedenfarbigem Zwirn aus Baumwollgarn in Betrieb. Das 110 sächsische Ellen lange Fabrikgebäude, die Dampfmaschine von 20 Pferdekräften und der hohe Fabrikschornstein erregten als etwas vollständig Neues in der ganzen Gegend ein ungeheures Aufsehen[1]. Zwei Jahre darauf stellte ein Großschönauer Fabrikant einige mechanische Webstühle für die Fabrikation von baumwollenen Rock- und Hosenzeugen auf und betrieb sie mit Hilfe der Wasserkraft eines kleinen Gebirgsbaches[2]. Aber erst in den Jahren 1861/62 wurde mit der Errichtung zweier mechanischer Webereien begonnen, die man als die Anfänge von Fabriken im heutigen Sinne des Wortes bezeichnen kann. 1864/65 waren in beiden je 80–100 mechanische Stühle für baumwollene Rock- und Hosenstoffe im Gange.

Anfang der 60er Jahre begann sich nämlich die Änderung der gesamten Wirtschaftslage Deutschlands für die Oberlausitzer Baumwollweberei fühlbar zu machen. Nach der Periode der vorwiegenden Stagnation in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam jetzt in das deutsche Wirtschaftsleben eine unaufhaltsam vorwärts drängende Bewegung. Sie setzt ein mit Anfang der 50er Jahre, steigert sich während des Krimkrieges — die Ausfuhr Oberlausitzer baumwollener Gewebe, der orientalischen Köper, stieg in der Kriegszeit bedeutend —, und wenn auch nach dem Kriege im Jahre 1857 eine tiefe Depression folgte, so wurde diese rasch überwunden[3]. Es wird immer noch nicht genügend beachtet, daß der Aufschwung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert zum großen Teil von der Landwirtschaft ausging. Sie hatte in der ersten Jahrhunderthälfte nie für möglich gehaltene technische Fortschritte gemacht. Die in ihr beschäftigte Bevölkerung war rasch gestiegen; — die Bevölkerung der überwiegend agrarischen Bezirke des deutschen Ostens nahm von 1816—1871 um fast 91 %, die von West- und Süddeutschland nur um wenig über 23% zu[4]. Seit den 1840er Jahren stand der deutschen Landwirtschaft der englische Markt zur Verfügung; die Preise ihrer Produkte gingen in die Höhe. Die gesteigerte Kaufkraft dieser starken landwirtschaftlichen Bevölkerung wirkte auf die Gewerbe belebend zurück. Gerade für die Oberlausitzer Baumwollweberei, soweit sie Rock- und Hosenstoffe, also Kleidung für die landwirtschaftliche Arbeiterbevölkerung herstellte, läßt

[1] Nach einem Flugblatt im Besitze der Firma.
[2] Ein arbeitsreiches Leben, S. 53.
[3] Schmoller, Grundriß, Bd. 2, S. 482.
[4] Pohle, Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert, S. 27.

sich diese Tatsache nachweisen. Die Geschäftsbücher einer großen Verlagsfirma, die mir vorlagen, zeigen in jener Zeit einen von Jahr zu Jahr steigenden Absatz nach Ostdeutschland, den preußischen Provinzen Pommern, Ost- und Westpreußen, Posen und Schlesien; und es wurde viel dabei verdient.

Es handelt sich zugleich um die Zeit, wo gerade für Binnenländer, wie Deutschland, die Welt durch Eisenbahnen und Dampfschiffe sich zu einem immer größeren Markte eröffnet. Die Entfernungen der Wirtschaftsgebiete wurden durch die Verringerung der Transportkosten auf Bruchteile der früheren reduziert. Ein jetzt 80jähriger Verkäufer, der damals jede Messe bezog, erzählte, wie auf der Leipziger Messe Einkäufer aus Rumänien und Südamerika seit Ende der 50er Jahre die regste Nachfrage nach baumwollenen Rock- und Hosenstoffen hielten. Die Lager wurden stets rasch geräumt, und die gekauften Waren bar bezahlt.

Versuchen wir uns einmal in die Lage eines Unternehmers der Oberlausitzer Baumwollweberei unter den damaligen wirtschaftlichen Zuständen zu versetzen. Er beurteilte die Frage, ob er mit der neuen Technik arbeiten sollte oder nicht, ganz natürlich nicht von dem Standpunkte etwa, daß es für die gesamte Volkswirtschaft nützlich sein könne, mehr zu produzieren als früher, sondern allein danach, wie ihre Anwendung seine Produktionskosten und seinen Gewinn beeinflussen werde. Bisher bestanden seine Produktionskosten hauptsächlich aus dem Stücklohn, den er dem Weber für die Herstellung eines bestimmten Gewebes von bestimmter Länge zahlen mußte. Ging er zur maschinellen Herstellung seiner Waren über, so hatte er mit zwei verschiedenen Arten von Produktionskosten zu rechnen, persönlichen und sachlichen, Stücklöhne für die Bedienung des mechanischen Stuhls und Zinsen und Betriebskosten für seine maschinelle Anlage. Wir wollen annehmen, daß im übrigen seine Unkosten für Färben und Scheren, für den Absatz usw. gleichblieben, ebenso wie die Preise für das Rohmaterial. Sein Gewinn konnte nur gleichbleiben, wenn die Produktionskosten bei der neuen Produktionsmethode nicht höher wurden wie bei der alten. Der Weber mußte bei der Bedienung des mechanischen Stuhles daher soviel mehr leisten, daß der Unternehmer durch die Mehrproduktion sich für seine Betriebsunkosten, d. h. durch Herabsetzung der Stücklöhne bezahlt machen konnte, und daß der Weber mit den neuen Stücklöhnen genau denselben Tagesverdienst erreichte, wie früher oder noch mehr; denn sonst wäre kein Handweber in einen mechanischen Websaal gegangen, um dort unter den ihm unsympathischen Verhältnissen und bei weniger Lohn zu arbeiten. So wie die Verhältnisse in der damaligen Oberausitzer Baumwollweberei lagen, waren die Produktionskosten

beim maschinellen Betrieb geringer als bei der Handweberei, wenn auch nicht sehr viel geringer. Mit dem mechanischen Webstuhl konnte der Arbeiter nach einiger Zeit eine Schußzahl von ungefähr 120 in der Minute erreichen gegen 50—60 auf dem Handwebstuhl. Wenn er auch nur einen Stuhl zu bedienen imstande war, so konnten seine Stücklöhne etwa 4/7 der alten betragen, wobei er noch einen höheren Tagesverdienst gegen früher erreichte. Die Differenz zwischen den alten und neuen Stücklöhnen reichte für den Unternehmer aus, um die Betriebsunkosten zu decken und um einen kleineren oder größeren Extragewinn zu machen.

Vorausgesetzt ist dabei aber immer, daß die Verkaufspreise des fertigen Produktes dieselben blieben. Die Folge des mechanischen Produktionsprozesses war eine Erhöhung der Produktion um das zwei bis zweieinhalbfache. Natürlich konnte nicht die gesamte Baumwollweberei von heute auf morgen zum mechanischen Betrieb übergehen, immerhin bedeutete jeder neuaufgestellte mechanische Stuhl sofort eine Produktionserhöhung. Sanken infolge des Mehrangebots die Gewebepreise auf dem Markt, fand die vergrößerte Produktion nicht zu lohnenden Preisen Unterkommen, so konnte ein Übergang zum mechanischen Betrieb nicht stattfinden. Die sachlichen Produktionskosten waren nicht niedriger zu gestalten, und wenn man die Stücklöhne wesentlich herabsetzte, so war einfach die Folge, daß der Handweber bei seiner Handweberei blieb, bei der er zwar infolge des Preisdrucks geringere Löhne erhielt, aber immer noch mehr verdienen konnte als in der verhaßten Fabrik. Der Unternehmer konnte seine Maschine zum alten Eisen werfen, wie es dem ersten, Cartwright, 1793 erging.

Wir haben uns gewöhnt, nachdem der mechanische Betrieb siegreich vor unseren Augen sich durchgesetzt hat, die Entwicklung einfach damit zu erklären, daß er die Massenfabrikate billiger herzustellen vermöge als der Handbetrieb. Wir vergessen dabei aber vollständig die Preisgestaltung, die nebenher ging. Nicht die Massenproduktion hat den modernen Großbetrieb möglich gemacht, sondern die Massenkonsumtion. Erst seitdem im vorigen Jahrhundert, durch Steigen der Bevölkerung, durch vermehrte landwirtschaftliche Produktion, durch Annäherung aller Wirtschaftskörper die Nachfrage nach Massenprodukten entstand, war die Massenproduktion auch für Deutschland wirtschaftlich möglich. Sie konnte jetzt mit solchen Preisen rechnen, daß die neuentstehenden sachlichen Produktionskosten gedeckt wurden, und der Arbeiter auf Grund seiner gestiegenen Leistungsfähigkeit mindestens die alte Höhe seiner Arbeitseinnahmen erreichen konnte. Stellen wir uns den volkswirtschaftlichen Körper als das Nebeneinander von zwei Produzentengruppen A und B vor, deren jede gerade der anderen Produktion konsumiert, so wird sich natürlich A hüten, mehr

zu produzieren, wenn B es nicht tut; denn für die aufgewendete Mühe hätte A B nur die Möglichkeit eines größeren Konsums gegeben.

Je gleichmäßiger die Nachfrage wächst, umsomehr kann in der Unternehmerorganisation der Volkswirtschaft der Unternehmer Produkte abzusetzen hoffen, und umsomehr wächst für ihn die Möglichkeit, Maschinen anzuwenden. Je höher die Leistungsfähigkeit des Arbeiters und je größer die Nachfrage nach Arbeitern ist, d. h. je höher die Löhne sind, desto eher ist die maschinelle Produktion durch Herabsetzung der Arbeitskosten zum Ausgleich der sachlichen Produktionskosten möglich, und desto günstiger wird sie auch schließlich für den Arbeiter.

Kein Land hat wohl je die maschinelle Massenproduktion so überraschend schnell durchgeführt, wie die Vereinigten Staaten. Es rührt dies von der einfachen Tatsache her, daß wir es hier mit einem ungeheueren durch Schutzzölle gesicherten und durch die rasche Besiedelung sich immer weiter ausdehnenden Markte zu tun haben, und außerdem mit einem der leistungsfähigsten, fortschrittlichst gesinnten Arbeiterstande der Welt. Kein Land konnte die automatischen Webstühle, die von einem englischen Mechaniker Northrop konstruiert worden waren, so schnell annehmen als Amerika. In England befürchtete man mit Recht von seiten der Arbeiter und ihrer Organisationen durch zu raschen Übergang ein Herabsinken der Stücklöhne. Und sucht nicht auch England für seine mächtige Baumwollweberei immer neue Absatzgebiete in Zentralafrika, in Vorderasien, in Egypten zu schaffen, indem es überall politisch Fuß faßt?

Man könnte einwerfen, die Geschichte der englischen Baumwollindustrie beweise, daß auch bei fallenden Preisen der Produkte der Großbetrieb mit seiner Massenproduktion sich durchsetze. Diese Behauptung ist nur zum Teil zutreffend. Die Entwicklung der englischen Baumwollindustrie ging aus von steigenden Preisen [1], führte durch Überspekulation zu fallenden Preisen, aber die Unternehmer erkannten zugleich, daß sie dadurch den Markt sich öffneten, und drängten stürmisch vorwärts. 1833 sagte Mr. Kirkman Finlay, ein aufgeklärter Kaufmann und Baumwollspinner aus Glasgow, vor einem parlamentarischen Komitee:[2] „Hinsichtlich der Baumwollindustrie, mit der ich in Verbindung stehe, denke ich, daß sie großer Ausdehnung, schnellen Verkaufs und rascher Tätigkeit fähig ist, aber daß sie nur mäßige Gewinne macht. . . . Ich schreibe diesen niedrigen Stand des Gewinnes nicht dem Fehlen der Nachfrage zu, wenn wir die Nachfrage heute mit der in irgend

[1] Baines a. a. O., S. 320 ff.
[2] Ebenda S. 359.

einer früheren Periode vergleichen, sondern einer gegenüber der Nachfrage äußerst übermäßigen Produktion, die aus einem starken Wettbewerb hervorging. Dieser wurde seinerseits durch den hohen Gewinn in früheren Zeiten verursacht und hat durch Anziehen einer großen Menge Kapital notwendig zum heutigen niedrigen Stande des Gewinnes geführt." Es war die Zeit des heftigsten Kampfes zwischen Unternehmer und Arbeiter, der gezwungen wurde, zu immer niedrigeren Stücklöhnen zu arbeiten und sich dagegen selbstverständlich auf's allerheftigste wehrte. Wenn der englische Baumwollweber trotzdem wieder zu höherer Lebenshaltung emporgestiegen ist, so verdankt er es seiner Leistungsfähigkeit, die in stärkerem Grade wuchs als die Weblöhne fielen, und dem Umstande, daß endlich in den 50er Jahren durch den Konjunkturumschwung in der Weltwirtschaft der Preissturz der Webarbeit mehr und mehr ein Ende erreichte. Bei der Baumwollspinnerei verlief die Entwicklung etwas anders, denn bei ihr ist die wirtschaftliche Überlegenheit der Maschine über das Werkzeug viel größer als bei der Weberei.

Doch kehren wir zu unserem Oberlausitzer Unternehmer vom Jahre 1862 zurück. Er erkannte ganz richtig, daß bei der zu erwartenden geringen Geschicklichkeit der Weber seine Produktionskosten sich nicht viel billiger stellen würden, wenn er zum mechanischen Betriebe überging, zumal er keine billigen Kohlen erhalten konnte. Im Bericht der Handelskammer Zittau 1862/63[1] sagt einer von ihnen, die Buntweberei werde zum mechanischen Betrieb übergehen, nicht so sehr wegen der größeren Billigkeit, sondern infolge der größeren Akkuratesse und Gleichmäßigkeit, die auf dem mechanischen Stuhl zu erreichen sei. Ein Unternehmer, der zwar erst in den 80er Jahren seine Fabrik gebaut hat, erklärte mir auf Befragen, daß er mit dieser nicht viel billiger produziert habe, und stellte eine genaue Berechnung der Produktionskosten auf, die diese Behauptung durchaus rechtfertigte. Was damals die Einführung des mechanischen Betriebes erlaubte, und was einzelne kluge, tatkräftige Fabrikanten rechtzeitig erkannten, war die Tatsache, daß die erhöhte Produktion guten Absatz finden würde, daß die Preise auf einer Höhe stehen bleiben würden, bei der eine reichliche Deckung der entstehenden Produktionskosten möglich wäre. Ein Fabrikant drückte dies in seinem Bericht an die Handelskammer 1864[2] mit folgenden Worten aus: „Die günstige Gestaltung der Verhältnisse in Amerika nach Beendigung des Bürgerkrieges hat die Folge gehabt, daß in letzter Zeit die bisherigen Arbeitskräfte zur Effektuierung des Bedarfs nicht mehr ausreichten. . . . Dieser rasche und

[1] a. a. O., S. 41.
[2] Bericht 1864/65, S. 50.

günstige Umschwung und die günstige Wiederbelebung des Fabrikationszweiges würde noch größere Dimensionen anzunehmen vermocht haben, wenn die mit Sehnsucht erwartete Eisenbahnverbindung bereits ins Leben getreten wäre, und die billige Beschaffung von Brennmaterial für Dampfmaschinen ermöglicht hätte".

In der Tat war die Beschäftigung der Handweber, wie die Zahl der im Gange befindlichen Stühle in Zunahme begriffen. Das geht am besten aus der Tatsache hervor, daß die Stücklöhne erhöht werden mußten, gewiß ein Zeichen, für die herrschende wirtschaftlich günstige Konjunktur und starke Nachfrage. Es wurde gezahlt für ein Stück[1]:

	Zeichen	Gang	Länge in Metern	1859 bis 1863	1872
Bw. Lasting	15¾	78	67	12,50 Mk.	15,50 Mk.
Bw. Florentin	19	85	81	13,50 „	17,50 „
Bw. Zwirn (Struck) .	27	40	111	20,00 „	24,40 „
Bw. Rockzeug. . . .	25½	48	104	9,55 „	10,25 „
Bw. Cords Ia	21	61	84	15,75 „	16,80 „

Die Weblöhne sind also in dieser Zeit um 10—20 % gestiegen. Dazu ist noch zu bemerken, daß diese Löhne fortbezahlt worden sind, solange die betreffenden Waren überhaupt noch von Handwebern gewebt wurden. Die Einführung des mechanischen Betriebes und die dadurch herbeigeführte Mehrproduktion hat also die Preise der Webarbeit nicht herabzudrücken vermocht. Die Massenproduktion fand stets — mit Ausnahme der kürzeren Baissezeiten — glatten Absatz.

Jetzt bei steigenden Handweberlöhnen war es natürlich für den Fabrikanten wirtschaftlich günstiger und gewinnbringender, auf mechanischen Stühlen seine Waren herstellen zu lassen. Gerade die Fabrikanten, die die erwähnten Waren — baumwollene Rock- und Hosenstoffe — herstellten, gingen zuerst zur mechanischen Weberei über. Für diese Gewebe waren schon 1865 gegen 500 mechanische Stühle im Gange. Die anderen Gewebearten wurden erst viel später in den 70er und meist erst Anfang der 80er Jahre in mechanischen Betrieben hergestellt. Es waren dies bunte Bettzeuge, buntgewebte Schürzen und Kleiderstoffe. Als für sie die Marktlage günstiger wurde, der Konsum eine immer stärker werdende Nachfrage entwickelte, war auch in diesem Fabrikationszweige die Massenproduktion durch den mechanischen Betrieb das Gegebene.

Die gesamte wirtschaftliche Lage war seit dem Winter 1866 bis 1870 nicht so günstig wie zu Anfang des Jahrzehnts.

[1] v. Schlieben a. a. O., S. 165.

Die Baumwollkrisis während des amerikanischen Bürgerkrieges war zwar in der Oberlausitz gut überstanden worden. Einzelne Fabrikanten hatten bei den rasch emporschnellenden Preisen für Baumwolle erhebliche Gewinne gemacht, da sie es verstanden hatten, sich rechtzeitig einzudecken, wie man überhaupt in der Oberlausitz bei der großen Entfernung von den Spinnereien — man bezog die Garne zum größten Teile aus England — den Einkauf des Rohmaterials stets zeitig vornehmen mußte. Man konnte die Hausweber deshalb hinlänglich beschäftigen, so daß keine „Baumwollnot" wie in Lancashire eintrat. Aber das Auf- und Abschwanken der Baumwollpreise nach dem Kriege, der politische Machtkampf 1866, die Kriegsbefürchtungen infolge der Luxemburger Frage, der Rückgang der Konsumtionsfähigkeit der ländlichen Bevölkerung in den Jahren 1867 und 1868, endlich der Ausbruch des Krieges 1870, gerade als die ersten Anzeichen einer in die Höhe gehenden Konjunktur sich Geltung verschafften, machten die geschäftlichen Dispositionen schwierig. Es war alles in allem eine Zeit des Lavierens. Die Ausdehnung der mechanischen Weberei kam ins Stocken; niemand hatte Lust, ohne feste Zukunftsaussichten größere Kapitalien festzulegen[1].

Das wurde ganz anders, als die ersten Siegesnachrichten aus Frankreich nach Deutschland gelangten. Am Tage nach der Schlacht von Sedan kam es auf der Leipziger Herbstmesse zu einer förmlichen Haussebewegung in Baumwollwaren. Oberlausitzer Fabrikanten konnten, wie an der Börse, die Preise ihrer Waren von Stunde zu Stunde in die Höhe setzen. Jetzt war, das empfand man instinktiv, die politische Machtlosigkeit Deutschlands zu Ende, unter der das deutsche Wirtschaftsleben jahrhundertelang gelitten hatte. Nach dem Friedensschluß beginnt jene glänzende Periode wirtschaftlichen Aufschwungs, die auch die Oberlausitzer Baumwollweberei mit sich fortriß und emportrug. Zudem wurde der Bau der Südlausitzer Bahn begonnen und bis 1876 nach und nach vollendet. In den Jahren 1872 und 1873 wurden nach meiner Kenntnis nicht weniger als 8 mechanische Webereien begründet, alle, außer einer, bestimmt zur Herstellung baumwollener Rock- und Hosenstoffe. Der eine Betrieb, und das ist das neue, begann zum ersten Male baumwollene, buntgewebte Kleiderstoffe (Ginghams) mechanisch zu fabrizieren. Ihr Absatz war seit dem Ende der 60er Jahre, wo der Artikel überhaupt erst aufgekommen war, unaufhaltsam gestiegen. 1873 waren etwa 1200 mechanische gegenüber 14500 Handstühlen auf Baumwolle im Gange[2].

Der große Krach vom Jahre 1873 berührte die Baumwoll-

[1] Berichte 1865—1870.
[2] Berichte 1871—1885, I. Teil, Tabelle 103.

weberei wenig. Die Geschäftskundigkeit, welche die Oberlausitzer Fabrikanten als Unternehmer in einer alten, mit Konjunkturschwankungen wohlbekannten Industrie besaßen, hatte sie sicherlich davor bewahrt, eine allzu rasche Ausdehnung vorzunehmen. Ein Abflauen der geschäftlichen Tätigkeit trat von 1876—79 ein. Die englische Baumwollweberei erfuhr durch Versagen ihrer Hauptmärkte Indiens und Chinas eine schwere Absatzstockung und suchte sich auf den übrigen Märkten Luft zu schaffen. Die Kaufkraft der deutschen Arbeiterbevölkerung war infolge der langandauernden Krisis und Beschäftigungslosigkeit geringer geworden. Trotzdem ging die Ausbreitung des mechanischen Betriebes langsam weiter voran. Im Jahre 1878 bestanden schon 20 mechanische Webereien, in Neugersdorf stieg die Zahl der mechanischen Stühle von 500 im Jahre 1873 auf 1250 im Jahre 1878. Hier gab es schon 1875 nach der sächsischen Gewerbezählung vom 1. Dezember d. J. einen Großbetrieb mit 1157 beschäftigten Personen [1].

Als vom Jahre 1880 an eine Wiederbelebung des wirtschaftlichen Geschäftsganges eintrat, war der Sieg des mechanischen Stuhls über den Handstuhl entschieden. Bis dahin hatten ängstliche Gemüter und nicht zum wenigsten ein Teil der Fabrikanten es nicht für möglich gehalten, daß der mechanische Betrieb für alle Gewebearten anwendbar sei. Außerdem beklagte man der ganzen Zeitauffassung gemäß, daß die Hausweber ihre Selbständigkeit verlieren sollten und die alte patriarchalische Arbeitsverfassung einer unbekannten Neuorganisation Platz machen sollte, die man damals und noch lange Zeit ungünstig beurteilte. Es wurden allerlei Maßregeln erwogen, um die Handweberei zu erhalten. Vor allem sollten Webschulen dem Handweber bessere Kenntnisse über den Webvorgang verschaffen und die Handweberei konkurrenzfähig erhalten.

Während des geschäftlichen Rückganges der Jahre 1878 und 1879 kamen die Handweber zum ersten Male in Bedrängnis, denn die Inhaber mechanischer Webereien beschäftigten natürlich zunächst ihre eigenen Stühle. Im Winter 1879 trat in vielen Weberdörfern Beschäftigungslosigkeit ein. Es drohte ein schwerer Notstand. Die Handels- und Gewerbekammer Zittau stellte eine Enquête an. Nach ihren Ergebnissen waren in den Amtshauptmannschaften Zittau und Löbau am 1. Januar 1880 noch 22 719 Handwebstühle vorhanden. Die Zahl der Handweber betrug 21 122, von denen 15 322 Sommer und Winter webten. 1800 Stühle standen still. Von den gehenden Stühlen webten

[1] Zeitschrift des Kgl. Sächs. Stat. B. 1878, S. 85.

Leinwand	etwa	7000,
Orleans	„	1400,
Baumwollwaren	„	12000.

Doch besserte sich die Lage der Handweber mit der beginnenden günstigen Konjunktur wieder[1]. Auch im Jahre der Berufs- und Gewerbezählung (5. Juni 1882) überwog die Handweberei noch durchaus. In der gesamten Oberlausitzer Baumwollweberei waren 17 109 Personen beschäftigt, von ihnen in den 24 Hauptbetrieben mit Motorenbenutzung nur 5437 einschließlich der Inhaber und Geschäftsleiter[2].

Doch war, wie gesagt, der Sieg der mechanischen Weberei schon entschieden. Die deutsche Schutzzollpolitik vom Jahre 1879 hat dazu in ganz eigenartiger Weise beigetragen. Die Oberlausitzer Fabrikanten unterhielten nämlich bis dahin einen lebhaften Veredlungsverkehr mit dem nahen Nordböhmen, das einen ganz ähnlichen gewerblichen Charakter hat wie die südliche Oberlausitz. Sie gaben an Handweber der Grenzdörfer Ketten und den nötigen Einschuß aus; diese verwebten sie und brachten die fertige Ware nach Sachsen zurück[3]. Durch das deutsch-österreichische Abkommen vom 31. Dezember 1879 wurde der freie Veredlungsverkehr aufgehoben. In Sachsen fand man nicht genügend Handweber, denn einmal waren hier die Stücklöhne etwas höher und dann hatten die Handweber in Sachsen bisher die in Frage stehenden Artikel, buntgestreifte Schürzenzeuge und feinfädige Frauenkleiderstoffe, nicht gewebt und wollten ihre Herstellung auch nicht übernehmen. Seit 1881 wurden diese Artikel hauptsächlich in mechanischen Betrieben hergestellt[3].

Daß die neue Technik in der Oberlausitz sich so langsam durchsetzte, hing vor allem auch mit der Tatsache zusammen, daß die Handweber mit unendlicher Zähigkeit an ihrer Selbständigkeit und ihrer hergebrachten Fertigkeit festhielten. Die günstigen Absatzverhältnisse während der ganzen Übergangszeit brachten es mit sich, daß die Errichtung der mechanischen Webereien den Preis für die Webarbeit trotz der Produktionserhöhung nicht herabdrückte. Die alten Weblöhne für die Handweber blieben bestehen. Derselbe Tages- und Wochenverdienst, wie früher war von diesen zu erreichen. Viele Fabrikanten fanden es bequemer, bei der alten Arbeitsverfassung zu verbleiben und wagten sich nicht in das unbekannte Land der maschinellen Technik. Denn bei niedrigen Handweberlöhnen waren sie gegenüber den mechanischen Betrieben konkurrenzfähig. Und wenn auch gleich von Anfang an der Fabrikweber 25 %, später 50 % mehr verdiente, so waren ältere Handweber, etwa von 40—45 Jahren an, in den seltensten

[1] Bericht 1879, S. 44 ff.
[2] Z. d. Kgl. Sächs. Stat. B. 1886, Suppl. H. 2, passim.
[3] Bericht 1879, S. 34 und Bericht 1881, S. 127.

Fällen durch diese Aussicht zu bewegen, Fabrikarbeit zu tun, sondern sie gaben sich mit den alten Löhnen zufrieden. „Zu Hause ist es gemütlicher", sagte mir einer dieser bedürfnislosen Angehörigen des menschlichen Geschlechts. Die Fabriken erhielten ihre Arbeitskräfte in den jüngeren Hauswebern und den Kindern der älteren. So vollzog sich der Übergang zum mechanischen Betrieb langsam, aber vielleicht gerade deshalb ohne große Reibungen. Umfangreichere Arbeitslosigkeit entstand nicht, mit Ausnahme der vom Jahre 1879.

Wir können die allmähliche Ausdehnung des Fabriksystems am besten an der Hand der Fabrikarbeiterzählungen verfolgen, die seit 1883 vorgenommen wurden. In den veröffentlichten Tabellen ist zwar stets nur die Gesamtzahl aller Textilarbeiter der Oberlausitz festgestellt, aber die Arbeiter in der Baumwollweberei haben immer ungefähr die Hälfte derselben ausgemacht[1]. Mit jeder ansteigenden Konjunktur trat ein beschleunigtes Tempo ein, wie 1881—1883, 1886—1890. Am spätesten fand der mechanische Betrieb in den Orten Eingang, die bis Ende der 80er Jahre ohne Eisenbahnverbindung geblieben waren. Es sind dies die Dörfer im Cunewalder und Oppacher Tal, die erst 1890 und 1892 durch Nebenbahnen Anschluß an den großen Verkehr erhielten. Hier wurden auch nicht lange vor den beiden Jahren die ersten mechanischen Webereien in Betrieb gesetzt. Man kann jedoch sagen, daß in der Hauptsache der Übergang zur mechanischen Weberei 1890 vollendet war. Nur in den beiden genannten waldigen Bergtälern kann man die Handweberei noch heute in der Wirklichkeit studieren. Hier haben 150—200 ältere Hausweber den Handstuhl nicht verlassen und werden ihn nicht verlassen. Nach ihrem Aussterben wird man nichts mehr von einer alten hausgewerblichen Betätigung und einer in ihren Grundzügen weit zurückreichenden Arbeitsverfassung finden.

So sind denn aus den Oberlausitzer Weberdörfern Industriedörfer geworden. Noch immer ist die Oberlausitzer Webindustrie durchaus ländlich. Es betrug am 1. Dezember 1905 die Bevölkerung der

	Städte (im rechtlichen Sinne)		Dörfer (im rechtlichen Sinne)	
	Einwohner	Prozent der Gesamtbevölkerung	Einwohner	Prozent der Gesamtbevölkerung
in der Amtshauptmannschaft Zittau	37 618	31,7	81 240	68,3
in der Amtshauptmannschaft Löbau	14 714	13,9	90 727	86.1
im Königreich Sachsen		52,7		46,3

[1] Siehe Anhang I.

Auf die innere Umgestaltung, die diese Dörfer in ihrer Arbeitsverfassung, ihrer Einkommensverteilung, in der Lage ihrer Arbeiter erfahren haben, soll später näher eingegangen werden. Hier sei nur noch darauf hingewiesen, wie der Übergang zur modernen Großindustrie eine eigentümliche Konzentrierungsbewegung der Bevölkerung nach dem Südwesten mit sich gebracht hat.

Es wohnten:

Amtsgerichtsbezirke	1871 Einwohner überhaupt	1871 auf 1 qkm	1905 Einwohner überhaupt	1905 auf 1 qkm
a) den östlichen				
Löban	32 037	135	36 734	158
Bernstadt	7 759	99	6 791	88
Herrnhut	12 577	141	11 199	137
Ostritz	10 615	113	11 805	129
b) den südwestlichen				
Zittau	47 736	240	66 367	332
Großschönau	22 561	336	26 265	399
Ebersbach	19 674	518	28 088	760

Die östlichen, mehr nach der norddeutschen Tiefebene zu liegenden Bezirke haben in ihrer Bevölkerung wenig zugenommen, zum Teil sogar abgenommen, während sich im Südwesten die Bevölkerung noch weiter verdichtet hat. Diese Erscheinung rührt daher, daß in dem westlichen bergigen Gebiete die Hausindustrie am stärksten vertreten war. Dieses Gebiet erhielt daher Eisenbahnverbindungen und in ihm vollzog sich eigentlich nur der Übergang zum Großbetrieb. Die Dörfer im Hügelland nach der Ebene zu hatten zwar auch eine ziemlich starke Hausweberei, aber abseits vom Verkehr mußten die Hausweber nach und nach ihre Tätigkeit einstellen, oder starben aus. Manche von jenen und der Nachwuchs sind nach dem Fabrikgebiet, später auch nach den Grosstädten abgewandert, soweit sie in der heimischen Landwirtschaft nicht Nahrung finden konnten. So nahmen z. B. ab die Dörfer

	von 1864 Einwohner	auf	1905 Einwohner
Königshain . .	von 1428	auf	1090
Mittelweigsdorf	„ 1298	„	985
Wittgendorf . .	„ 1170	„	1025
Oberkunersdorf	„ 3169	„	2635.

Einzelne von ihnen gerieten Mitte der 80 er Jahre durch Verfall ihres Hauptgewerbezweiges in große Schwierigkeiten. In Oberkunersdorf, wo erst spät der mechanische Betrieb Eingang fand, sind von 1880—1895 bei einer jährlichen durch-

schnittlichen Sterbeziffer von etwa 30 ‰ immer mehr Personen gestorben als Kinder geboren wurden [1].

Dagegen ist die Bevölkerung einiger westlicher Weberdörfer sehr rasch angewachsen. Es hatten Einwohner:

	1864	1905
Neugersdorf (1864: 2 Gemeinden)	4957	11 458
Ebersbach (1864: 2 Gemeinden)	6545	9 274
Seifhennersdorf	6109	7 999
Großschönau	5577	7 431

In diesen 4 Dörfern fand die mechanische Weberei zuerst Eingang.

Das typische Oberlausitzer Industriedorf ist Neugersdorf. Es liegt auf einer nach Norden geneigten Hochfläche in einer Höhe von 400—480 m, direkt an der Quelle der Spree. Von der alten Hufenverfassung ist hier nichts mehr zu bemerken; die wenigen Hufen, die das Dorf überhaupt besaß, sind fast vollständig besiedelt, wie übersät mit zahlreichen Arbeiterhäusern und Häuschen, manche von ihnen noch aus Holz, die meisten 1½ oder 2 stöckig und mit mehr oder weniger Gartenland, in der Mitte des Dorfes die Villen und modernen Einfamilienhäuser der Fabrikbesitzer und besser bezahlten Beamten, alles überragt von umfangreichen Fabrikgebäuden, wie von modernen Burgen. In diesem Orte waren 1909 3858 mechanische Webstühle auf Baumwolle vorhanden. Die anderen Fabrikdörfer haben meist die Form der Waldhufendörfer bewahrt, so auch Ebersbach, das sich an einem Seitenbach der Spree und an dieser selbst in einer Länge von 6 km hinzieht. Hier arbeitet der größte Teil der werktätigen Bevölkerung in den verschiedenen Fabrikanlagen einer einzigen Firma mit 2200 Webstühlen (800 außerhalb), 40 000 Spindeln mit Färberei, Bleicherei und Appretur. Diese Firma beschäftigt durchschnittlich 2700 Personen.

[1] Z. d. Kgl. Sächs. Stat. B. 1898, S. 15.

Inhaltsangabe der Kapitel 4—6.

4. Die kommerzielle Weiterentwicklung und die heutige Lage der Absatzverhältnisse.

Die Zeit von 1860 bis 1890 war für die Oberlausitzer Baumwollweberei eine Zeit glänzenden Aufschwungs: der Wert ihrer Jahresproduktion hat sich in diesem kurzen Zeitraum fast verfünffacht. Es zeigt sich auch hierin die Tatsache, daß die Baumwolle infolge ihrer zunehmenden Billigkeit und leichten Verwendbarkeit die anderen Faserstoffe, besonders das Leinen mehr und mehr zurückdrängte.

Bis in die zweite Hälfte der 1880er Jahre wurde überwiegend ein Stapelartikel, die sogenannten baumwollenen Rock- und Hosenzeuge, fabriziert. Sie fanden zum größten Teil im Auslande Absatz.

Als nach der Wirtschaftskrisis vom Jahre 1890 mit einem Male die Konkurrenz der rasch entstandenen italienischen Großindustrie mit ihren günstigen natürlichen Existenzbedingungen und ihren billigen Löhnen auf den Weltmarkt trat, bedeutete dies für die Oberlausitzer Baumwollweberei den unabwendbaren Zusammenbruch der alten Fabrikation. Sie ging zur Herstellung besserer Buntgewebe über und wußte dadurch ihre wirtschaftliche Stellung zu behaupten.

Die heutige kommerzielle Lage der Oberlausitzer Baumwollweberei beruht hauptsächlich auf dem inländischen Markt. Nur ein Fünftel bis ein Viertel ihrer Produktion findet im Ausland Absatz: bessere Qualitäten, darunter vor allem Modewaren.

Infolge mehrjähriger knapper Baumwollernten in den Vereinigten Staaten ist die augenblickliche Lage der Oberlausitzer Baumwollweberei, wie die Lage der gesamten Baumwollindustrie ziemlich schwierig geworden. Es steht zu befürchten, daß ein Teil des angelegten Kapitals überflüssig wird und ein Teil der Arbeiter nicht mehr beschäftigt werden kann.

5. Die neue Arbeitsverfassung und ihre Vorkämpfer.

Als der Seifhennersdorfer Fabrikant H. R. Marx in den Jahren 1860 bis 1862 zum ersten Male in der Oberlausitz die

neue Technik zur Anwendung brachte und die erste Fabrik baute, war der Untergang der alten Arbeitsverfassung entschieden.

Die wirtschaftliche Selbstständigkeit hatte der Oberlausitzer Weber eigentlich schon verloren, als er am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts — um seine Waren auf entfernteren Märkten absetzen zu können — des Großhändlers als Vermittlers bedurfte. Was er jetzt noch verlor, war das Eigentum an den Werkzeugen und die familienhafte Art des Arbeitens im eigenen Hause. Der Unternehmer übernahm von nun ab neben der wirtschaftlichen auch die technische Leitung der Produktion.

Die Männer, welche den Großbetrieb in der Oberlausitzer Baumwollweberei durchführten, waren keineswegs Kapitalisten, sondern Männer, die sich vielfach aus kleinen Anfängen emporgearbeitet hatten und die zum Bau einer kleinen mechanischen Weberei nötigen Kapitalien sich selbst zusammengespart hatten. Aber sie besaßen die richtige Einsicht in die wirtschaftliche Lage der Zeit und vor allem den nie erlahmenden, unbeugsamen Willen, das einmal als richtig Erkannte trotz aller Schwierigkeiten zur Vollendung zu bringen. Die wirklichen Kapitalisten, die alteingesessenen reichen Verlegerfamilien haben in der technisch-wirtschaftlichen Revolution der Oberlausitzer Baumwollweberei fast gar keine Rolle gespielt.

Das Ergebnis war wie überall, wo der Großbetrieb sich durchsetzte, eine starke soziale Differenzierung der Bevölkerung nach Einkommen und Besitz, wofür die Gemeinde Neugersdorf ein besonders treffendes Beispiel ist.

6. Die Arbeiter und ihre Lage.

Der Grundzug im Charakter des Hauswebers: das starre Festhalten an überlieferten Kenntnissen und Anschauungen, das den Übergang zur neuen Technik verlangsamt hatte, zeigte sich auch in dem Verhältnis der ersten Fabrikarbeiter zu ihren Arbeitgebern. Die patriarchalische Herrschaft der Unternehmer, besonders was die Festsetzung der Löhne betraf, blieb bis Ende der 1880er Jahre bestehen. Erst die junge Generation erwachte zu selbständigem Denken. Übergriffe der Unterbeamten und Werkmeister hatten 1886 in den zwei größten Betrieben mit über 1000 Arbeitern zu einem ersten Streik geführt. Von 1890 an ging ein Strom allgemeiner Unzufriedenheit durch die Oberlausitzer Arbeiterschaft, gesteigert durch die damals hohen Getreidepreise. Ohne klare Erkenntnis der notwendigen und erreichbaren Ziele betätigte sie sich zunächst rein politisch: die sozialdemokratische Bewegung fand in den Oberlausitzer Industriebezirken Eingang. Erst ganz allmählich gelang es dem Arbeiter, sich in der mit dem Groß-

betrieb entstandenen neuen Arbeitsverfassung heimisch zu machen; man kann geradezu von einem „Hineinfühlen“ sprechen.

Die Anfänge einer gewerkschaftlichen Organisation der Arbeiterschaft stammen aus dem Jahre 1896, die eigentliche Ausbildung der Organisation zu einem Gau „Oberlausitz“ des Textilarbeiterverbandes fällt jedoch erst in die Zeit nach 1900. Heute ist man dabei, die Formen der Beziehungen zwischen Unternehmer und Arbeiter, die der Großbetrieb verlangt, endgültig zu gestalten.

Wenn man die Geldlöhne der Hausweber mit denen der heutigen Fabrikarbeiter vergleicht, so ergibt sich eine Steigerung um 100 %. In fast demselben Verhältnis ist auch die reale Lebenshaltung gestiegen. Diese Steigerung beruht fast ausschließlich auf der erhöhten technischen Leistungsfähigkeit der Arbeiter; denn die Akkordlöhne haben sich seit ungefähr 40 Jahren um kaum 10 % gehoben. Natürlich gelangten die Arbeiter nur allmählich zu dieser höheren Leistungsfähigkeit, in dem Maße nämlich, wie sie sich mit der neuen Technik vertraut machten. Ein Strom frischen Lebens ging seit 1870/80 durch die Oberlausitzer Weberdörfer und riß die Hausweber aus ihrem kümmerlichen, müde dahinfließenden Leben zu mutigem Vorwärtsstreben empor.

Auch in Zukunft wird eine bedeutende Erhöhung der Lebenshaltung der Arbeiter immer von ihrer steigenden Leistungsfähigkeit abhängen. Wie jedoch die ganze Volkswirtschaft in einen mehr statischen Zustand überzugehen im Begriff steht, so scheint zweifellos auch das Vorwärtsstreben der Arbeiterschaft mehr und mehr nachzulassen: ein derartiger Aufstieg, wie von 1880 bis 1905 wird und kann wohl auch in nächster Zukunft nicht mehr erfolgen.

Lebenslauf.

Ich, Edmund Arthur Gröllich, wurde am 31. Dezember 1885 zu Mittelherwigsdorf bei Zittau in Sachsen als der Sohn des Gutsbesitzers Gustav Gröllich geboren. Ich bin evangelisch-lutherischer Konfession und sächsischer Staatsangehöriger.

Ich besuchte fünf Jahre lang die Volksschule meines Heimatsortes und dann das Königl. Realgymnasium in Zittau von Ostern 1897 bis Ostern 1906. Nach bestandener Reifeprüfung beabsichtigte ich, Landwirtschaft zu studieren, und war zu diesem Zwecke auf einem Rittergute praktisch tätig. Da mir diese Tätigkeit nicht zusagte, änderte ich meinen Lebensplan und bezog Oktober 1906 die Universität Leipzig, um Nationalökonomie und Geschichte zu studieren. Während des folgenden Semesters hörte ich Vorlesungen an der Universität Berlin. Vom 1. Oktober 1907 bis 30. September 1908 genügte ich meiner Militärpflicht als Einjährig-Freiwilliger beim 105. Infanterieregiment in Straßburg. Zu gleicher Zeit war ich bei der dortigen Universität immatrikuliert. Von Oktober 1908 setzte ich meine Studien in Berlin fort und wurde Mitglied des Staatswissenschaftlichen Seminars des Professors Dr. Sering.

Aus diesem Seminar ging die vorliegende Dissertation hervor. Meine Promotionsprüfung bestand ich am 18. Mai 1911.

Es sei mir gestattet, meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. Sering, auch an dieser Stelle für die Anregung zu dieser Arbeit, sowie für die mir gewährte liebenswürdige Unterstützung bei der Ausarbeitung derselben meinen höflichsten Dank auszusprechen.

Berlin, den 27. Januar 1911.

Edmund Gröllich.